

UPCYCLING

Wiederverwendung der Moderne

Herbst (23/4)

moderneREGIONAL

VORWORT

Von der Bierflasche bis zur Hortenkachel, von der Fassadenverkleidung bis zum ganzen Eisenbahnwaggon – gerade nach dem Zweiten Weltkrieg machte man aus der Not oft eine Tugend und gab Elementen ein zweites oder drittes Leben. Was heute mithilfe von Computersoftware eine Renaissance erlebt, kann von solchen Beispielen inspiriert werden. Daher widmet sich das mR-Herbstheft “Upcycling” (23/4, Redaktion: P. Liptau) den Wiederverwendungen in und aus der Moderne.

INHALT

- 4 LEITARTIKEL: Recycling der Moderne**
Hans-Rudolf Meier über die Wiederverwendung als vergessenes Prinzip der Moderne.
- 9 FACHBEITRAG: Wagenburgen in Berlin**
Ute Reuschenberg über Berliner Protest-siedlungen.
- 15 FACHBEITRAG: bauhaus reuse - modern reuse**
Robert K. Huber über das Prinzip “modern reuse”, das mit dem Pavillon “bauhaus reuse” die Erhaltung von Bauerbe mit progressivem Kreislaufdenken verbindet
- 22 FACHBEITRAG: Eisenbahnwaggons als Wohnstätte**
Peter Liptau über eine Wiederentdeckung mitten im Abriss.
- 27 PORTRÄT: Das Glasflaschenhaus**
Karin Berkemann über ein Provisorium, das es bis zur Serienreife brachte.
- 31 INTERVIEW: “Neu ist eben nicht immer besser”**
Die Architektin Mikala Holme Samsøe im Gespräch über ein Augsburger Modellprojekt.
- 35 FOTOSTRECKE: Kulturzentrum in Puchheim**
Treppengeländer, Deckenleuchte und Klappsitz, online ist das zirkuläre Bauen längst angekommen.
- 40 BEST OF 90s: Kaisersaal in Berlin**
Das Baudenkmal von 1912 war dem Sony Center im Weg, bis man es für Helmut Jahn 1996 auf ein Luftkissen setzte.
- 46 IMPRESSUM**

LEITARTIKEL: Recycling der Moderne

von Hans-Rudolf Meier

Zu den konstituierenden Brüchen der Moderne in der Architektur gehört die Negierung der selbstverständlichen vormodernen Praxis, noch brauchbares Baumaterial wiederzuverwenden. Mit der Industrialisierung des Bauwesens entwickelte man neue Materialien und Techniken, insbesondere Beton wurde weltweit zum führenden billigen Baustoff. Die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs und die Mangelsituation der ersten Jahre danach bewirkten dann kurzzeitig erneute Rückgriffe auf verfügbare Altmaterialien, wobei es neben wertvollen Werkstücken hauptsächlich Backsteine waren, die wiederverwendet wurden. Über den rein materiellen Nutzen hinaus kam ihnen auch symbolische Bedeutung zu: Die sog. Trümmerfrauen wurden ideologisch zum Mythos überhöht, 'Trümmerkirchen' hatten an die verlorenen Vorgängerbauten und zugleich an die Zerstörung und deren Ursache zu erinnern. Hans Döllgast schuf mit der Schließung des Bombenschadens der Alten Pinakothek in München durch Sichtmauerwerk aus Trümmersteinen ein bis heute zu Recht gepriesenes Vorbild für die Reparatur eines Schadens bei dessen gleichzeitiger Kommemorierung. Es waren also hauptsächlich die traditionellen Baumaterialien, die in der traditionellen Kulturtechnik der Wiederverwendung zum Einsatz kamen. Das gilt selbst für Ikonen der Nachkriegsmoderne: So besteht etwa in Le Corbusiers Wallfahrtskirche Notre-Dame-du-Haut in Ronchamp die Mauer mit der Außenkanzel aus den Steinen der im Krieg zerstörten, historistischen Vorgängerkapelle.



Kopenhagen Ørestad, Upcycle Studios, Lendager Group, 2015–2018: Die Fenster stammen von Abbruchliegenschaften in Jütland, der Beton vom U-Bahnbau in Kopenhagen (Bild: Lendager Group, Rasmus Hjortshøj)

Moderne Materialien

Vereinzelt sind freilich schon im 19. Jahrhundert moderne Materialien architektonisch wiederverwendet worden. In der Schweizer Eisenbahnstadt Olten errichtete man 1870/71 im historistischen Wiederaufbau des sog. Säli-Schlössli die runden Ecktürmchen aus dem Eisenblech von Kesseln abgewrackter Dampfloks. Hie und da fanden auch gusseiserne Stützen ihren zweiten Einsatz. Beton als der Baustoff der Moderne schlechthin wurde dagegen, gerade weil er ein solch billiges und überall verfügbares Material geworden war, lange Zeit kaum wiederverwendet. Das begann sich erst in den 1980er Jahren zu ändern, als das Umweltbewusstsein allmählich auch den Baubetrieb erreichte.

Noch immer wird aber vor allem Downcycling praktiziert und Altbeton als Zuschlag für neuen Beton oder die Herstellung von Straßenbelägen verwendet. Immerhin lässt sich so die Umweltbelastung erheblich reduzieren, wie etwa die Lendager Group mit den Upcycle Studios in Kopenhagen zeigt, wo für die 20 Reihenhäuser rezyklierte Betonreste aus der Kopenhagener Metro eingesetzt und damit – zusammen mit der Wiederverwendung von Holz und Fenstern – der CO₂-Ausstoß für den Neubau etwa um die Hälfte reduziert werden konnte. Noch haben Projekte wie die Wiederverwendung von Beton-Stützen aus einem Abbruchgebäude, was derzeit das Re-BuiLT-Team der ETH Lausanne in Renens erprobt, experimentellen Charakter.

Eher anekdotisch wirken die rezyklierten Waschbetonfragmente vom Technischen Rathaus in Frankfurt, die Jordi & Keller in den Fries zwischen den Rundbogen des Hauses Großer Rebstock/Markt 8 in der Neuen Altstadt eingefügt haben; sie erinnern an das abgebrochene Technische Rat-



links: Berlin, Plattenvereinigung auf dem Tempelhofer Feld, Zukunftsgeräusche, 2011: Rezykliert wurden Betonplatten vom Münchner Olympiadorf und einer Wohnsiedlung in Frankfurt/Oder; rechts: Frankfurt am Main, Großer Rebstock/Markt 8, Jordi & Keller, 2013–2017: Die Waschbeton-Fragmente des Technischen Rathauses korrespondieren mit dem Rauputz über den Arkaden (Bilder: Hans-Rudolf Meier)

haus der 1970er Jahre, passen aber auch zur modernen Funktion der Durchgangsarkaden, die den Zugang zur darunterliegenden U-Bahnstation gewähren.

Alternativkultur und Konsumkritik

Zeichenhaft sind die wiederverwendeten Betonscheiben des Projekts „Plattenvereinigung“ auf dem Tempelhofer Feld in Berlin: Der Name ist programmatisch für das Herkunftsnarrativ, sind es doch Platten aus Ost und West (genauer von Wohnhochhäusern in Frankfurt/Oder und aus dem olympischen Dorf in München), die 2010/11 in einem vielschichtigen Projekt zu einem neuen Gebäude zusammengeführt wurden. Er verweist auch auf die verschiedenen Versuche, mit Platten aus Großwohnsiedlungen um-, an- und weiterzubauen. Benachbart auf dem Tempelhofer Feld liegen Granitplatten aus dem abgebrochenen Palast

der Republik, die im Projekt „Vogelfreiheit“ zu einer Skateranlage zusammengefügt wurden. Herkunft, Name und Funktion stellen den Zusammenhang zur Alternativkultur her – und damit zu einer der Wurzeln der Wiederverwendung im (spät)modernen Bauen.

Denn parallel zur frühen Ökobewegung entstanden in der Gegenkultur der Hippies in den 1960er Jahren, im Zeichen der Konsumkritik, Bauwerke aus modernen Materialabfällen. Eine gewisse Berühmtheit erlangten etwa die Kuppelbauten aus aufgeschnittenen Autokarosserien

und wiederverwendeten Dachlatten in Drop City bei Trinidad in Colorado, 1966 mit dem Dymaxion Award ausgezeichnet. Durch einen Vortrag hatte der visionäre Architekt und Konstrukteur Richard Buckminster Fuller die Mitglieder der Künstler:innen- und Hippie-Kommune zu diesen Bauten angeregt. Glasflaschen, Bierdosen und Autoreifen sind andere moderne Materialien, mit denen besonders an der amerikanischen Westküste in den 60er bis 90er Jahren des letzten Jahrhunderts in der Alternativszene im Hausbau experimentiert wurde.

Fensterrecycling

Sehr viel weiter verbreitet ist heute die Wiederverwendung von Fenstern und Fassadenelementen und damit von gefügten Teilen, was deren De- und Remontage erleichtert – sie prägen gegenwärtig das Bauen mit Recycling-Material am sichtbarsten. Ikonisch ist das neue Repräsentationsgebäude des Europäischen Rats in Brüssel, dessen als Patchwork beschriebene Straßenfassaden aus einem Raster bestehen, in das um die 3000 aufgearbeitete Holzrahmenfenster aus dem gesamten EU-Gebiet eingefügt sind.

In anderer Weise programmatisch ist das Projekt ELYS in Basel, der Umbau eines ehemaligen Großverteilerzentrums in ein Kultur- und Gewerbehaus. Dazu hat das Büro in situ 200 Fenster eingefügt, die bei verschiedenen Hersteller:innen im Umkreis von 100 Kilometern vom Bauplatz als überzählig in den Lagern gestanden hatten. Rezykliert wurden in der Fassade auch zu Leimbinder verarbeitete Hölzer von Abbrüchen in der Umgebung sowie Trapezbleche der vorherigen Dachabdeckung. Zunächst weniger auffällig ist der bauhaus reuse-Pavillon auf dem Ernst-Reuter-Platz in Berlin, dessen Fassaden aber aus



Brüssel, Europagebäude, Philippe Samyn and Partners, 2016: 3000 wiederverwendete Holzrahmenfenster sollen die Einheit in der Vielfalt der Europäischen Union versinnbildlichen (Bilder: Hans-Rudolf Meier)

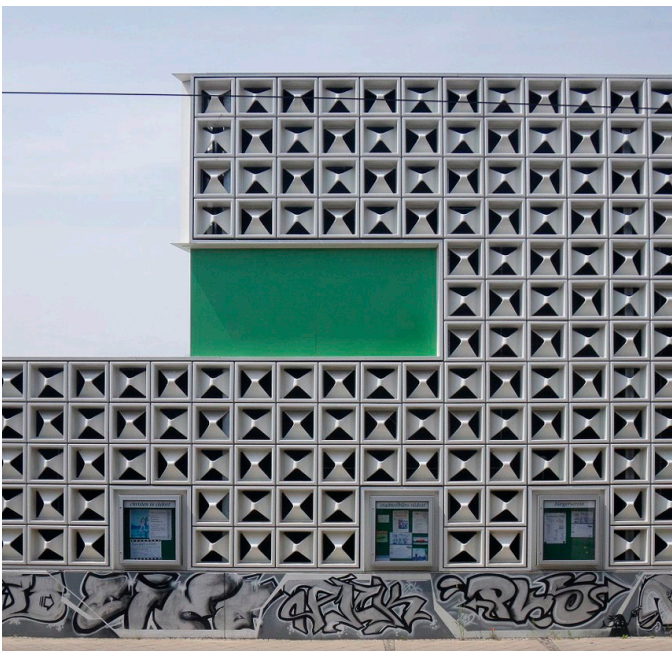


Basel, Kultur- und Gewerbehaus ELYS, Baubüro in situ, 2016–2020: Die Fenster stammen aus verschiedenen Lagerbeständen, die Abdeckbleche vom früheren Dach des Bestandsbaus (Bild: Martin Zeller)

Fenstern des Bauhaus-Schulgebäudes in Dessau gefügt wurden, die dort im Zuge der Rekonstruktion 1976 eingebaut und bei der energetischen Sanierung 2011 ersetzt worden waren. Ebenfalls in Berlin sind Platten (aus Marzahn) und Fensterscheiben (vom Palast der Republik) vereint im sog. Plattenpalast an der Wolliner Straße.

Ein zweites Leben für die Fassade

Vorgehängte Fassadenelemente eignen sich ähnlich gut wie Fenster zur Wiederverwendung. So hat man in Leipzig dem Neubau der Shopping-Mall „Höfe am Brühl“ die Alu-Fassade des abgebrochenen DDR-Kaufhauses erneut vorgehängt, damit einen Wiedererkennungseffekt an die sog. Blechbüchse erreicht und auf diese Weise die Kritik einer breiten Öffentlichkeit an deren Abbruch besänftigt.



Magdeburg-Salbke, Lesezeichen, KARO* Architekten/ Sabine Eling-Saalmann Architektur + Netzwerk, 2004–2009: Die für eine ganze Generation von Kaufhäusern der alten Bundesrepublik charakteristischen Kacheln stammen aus Hamm (Bild: Hans-Rudolf Meier)

War in diesem Fall Recycling ein Kontinuität stiftendes Element, so ist die Wiederverwendung von sogenannten Horten-Kacheln in Magdeburg-Salbke geradezu ein Sinnbild der Transformation. Nachdem zunächst 2005 von einer Bürgerinitiative auf einer zentralen Brache im Magdeburger Ortsteil Salbke mit Bierkisten eine temporäre Freilichtbibliothek errichtet worden war und die erfolgreiche Aktion danach eine institutionelle Förderung nach sich zog, konnten 2007 mehrere hundert Fassaden-Kacheln vom Abbruch des ehemaligen Kaufhauses Horten in Hamm gekauft und von KARO* Architekten und Sabine Eling-Saalmann Architektur + Netzwerk zu einem Hybridbau gefügt werden, der zugleich Gebäude, Möbel und Freiraumgestaltung ist. Dass charakteristische Bauelemente einer untergehenden Kaufhaus-Epoche Westdeutschlands in einem Problemviertel des Ostens der Errichtung einer Stadteibibliothek dienen, ist eine symbolträchtige Pointe der Materialisierung gesellschaftlichen Wandels. Was war die Entstehungsgeschichte der Stadthalle?

Erhalten und weitenutzen

Fenster, Platten und Kacheln als vergleichsweise kleine Einheiten lassen das Gestalten in vorgegebenen Dimensionen zu, wogegen sperrigere Teile – zum Beispiel wiederverwendete Stahlträger, wie sie in Winterthur für den Erweiterungsbau K118 zum Einsatz kamen – die weitergehende Anpassung der Planung an das verfügbare Material erfordern. „Was verfügbar ist und passt, determiniert die Gestaltung“, heißt es beim ausführenden Büro in situ, die von der Umkehrung gängiger Entwurfsprozesse sprechen. Auch Lionel Devlieger, einer der Mitbegründer des auf Rückbau und Wiederverwendung spezialisierten belgischen Büros Rotor, bezeichnet dieses Tun als „architecture à l’envers“. Zunehmend



Berlin, BHROX bauhaus reuse-Pavillon auf dem Ernst Reuter-Platz, Zukunftsgeräusche, 2019: Recyclingbau aus den Fenstern der DDR-Sanierung des Bauhaus-Gebäudes in Dessau (Bild: Hans-Rudolf Meier)

bieten Spezialfirmen wie Concular über digitale Materialbörsen Materialien auch der Moderne – von Brandschutztüren bis Schwimmbadtechnik – zur Wiederverwendung an (wobei nicht selten Schadstoffbelastungen nur schwer überwindbare Hürden darstellen). Materialpässe erleichtern den zukünftigen Handel und die spätere Recycling-Planung. Ein Hemmnis stellen dagegen die geltenden Vorschriften dar, weshalb aktuell Architekt:innenverbände und Umweltaktivist:innen eine Umbauordnung fordern.

So wichtig und interessant Recycling im Bauen aber auch ist, gilt es doch stets zu bedenken, dass Urban Mining letztlich ein Gegenkonzept zum Erhalt ist: In jeder Beziehung besser ist es, die Bauten der Moderne zu erhalten und weiterzunutzen, als ihre Materialien zu recyceln!

Literatur und Links

Choppin, Julien/Delon, Nicola, Matière grise. Matériaux/réemploi/architecture, Paris 2014.

Institut Konstruktives Entwerfen ZHAW/Baubüro in situ et al, Bauteile wiederverwenden. Ein Kompendium zum zirkulären Bauen, Zürich 2021.

Meier, Hans-Rudolf, Spolien. Phänomene der Wiederverwendung in der Architektur, Berlin 2022, 2. Auflage.

Stockhammer, Daniel (Hg.), Upcycling. Reuse and Repurposing as a Design Principle in Architecture, Vaduz/Zürich 2021, 2. Auflage.

FACHBEITRAG: Wagenburgen in Berlin

von Ute Reuschenberg

Kein Wasser, keine Heizung, dafür aber ein gemeinschaftliches Leben mit viel Freiheit – so könnte man eine Wagenburg knapp umreißen. Eine kollektive Wohnform jenseits von festen Mauern, dafür mit mehr menschlicher Nähe und im Einklang mit der Natur. Man nimmt Vorgefundenes, dem ein neues Leben eingehaucht wurde: stillgelegte Fahrzeuge, Bauwagen, umgebaute LKWs, Anhänger oder Busse. Berlin könnte man – neben Freiburg – als Mekka für diese alternative Lebensform bezeichnen. Die einzigartige Situation in der geteilten und dann wiedervereinigten Stadt ließ diese zum Sehnsuchtsort eines Lebens in Frei- und Zwischenräumen werden. Bereits seit Mitte der 1980er Jahre siedelten vereinzelt Wagenburgen im Schatten der Mauer im Bezirk Kreuzberg, fast allesamt aus dem Umfeld der Hausbesetzer:innen-Szene.



Berlin, Köpi-Wagenplatz an der Köpenicker Straße (Bild: Umbruch-Bildarchiv, 2014)

Gemeinsam gegen die Entfremdung

Noch heute gibt es mindestens zwölf der autonomen Siedlungen aus den 1980er Jahren auf verschiedenen Brachflächen, etwa das Wagendorf Karow in Berlin-Pankow oder die Wagenburg Lohmühle in Treptow. Insgesamt erproben in Berlin rund 1000 Menschen diese alternative Form des Zusammenlebens – teils explizit mit dem Anspruch, den Schutz der umgebenden Natur zu wahren. Auch wenn ihre Standorte teils legalisiert worden sind, man sogar Steuern zahlt, so drohen die Wagenburgler:innen immer noch durch die zunehmende Gentrifizierung der Stadt verdrängt zu werden.

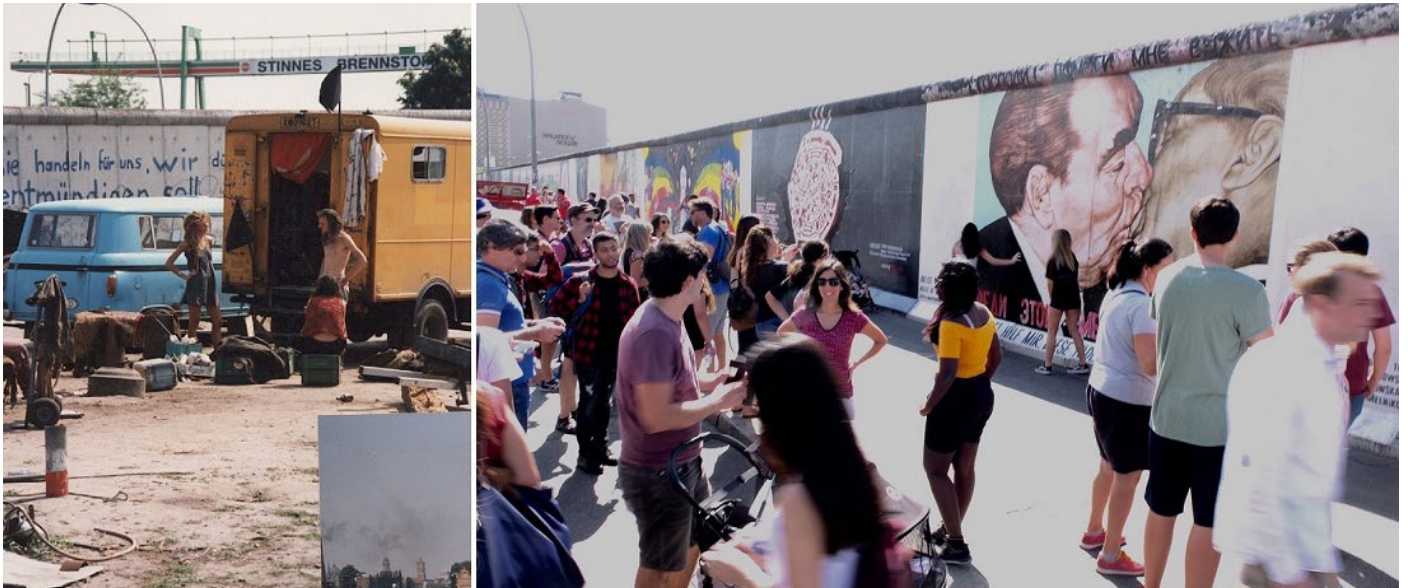
Doch genau dagegen waren sie angetreten. Denn diese Lebensform beinhaltet nicht nur mehr menschliches Miteinander, sondern auch eine Kritik an zunehmender Entfremdung, an rücksichtslosem Konsum und an der Inbesitznahme Berlins durch Investor:innen und Immobilienhaie. Es war und ist daher ebenso ein Anliegen, Freiflächen für alternative Nutzungen und Lebensentwürfe zu erhalten, selbst wenn die meisten heute zugebaut sind. Die politische Großwetterlage hatte sich nach der Wiedervereinigung verändert, ausgelöst durch den Transformationsprozess Berlins von der „urbanen Ausnahme zur metropolitanen Kapitale“ (Jens Sambale/Dominik Veith). Nach einer Phase der Toleranz und Offenheit („Berliner Linie“) des Senats folgte nun eine Zeit der Feindseligkeit und Härte. Plötzlich lag das Hauptgewicht auf der Verwertung der neuen Filetgrundstücke. Deren Bodenrichtwerte schossen in die Höhe – auch oder gerade die des einstigen Todesstreifens am „antifaschistischen Schutzwall“.



Berlin, East Side Gallery, Wagenburg (Bild: Stiftung Berliner Mauer, Schenkung von Werner Maar)

Die Wagenburg an der East Side Gallery

Schon aufgrund ihrer prominenten Lage, ihrer Größe und vor allem des Medienrummels fand sich die spektakulärste Wagenburg an der East Side Gallery. Sie entstand 1991 nach der Öffnung Berlins auf einem 1,3 Kilometer langen Grenzstreifen entlang der Mauer. Zunächst siedelte hier die geräumte West-Berliner Wagenburg Waldemar (Waldemarstraße), der man das Grundstück zwischen Spree und Mühlenstraße als Ersatz zur Verfügung gestellt hatte. Nach und nach gesellten sich weitere Gruppen dazu und genossen den Schutz der Mauer, der sie vom Rest der Stadt abschottete und ihnen zunächst ein unbehelligtes Dasein zu ermöglichen schien. Doch es mangelte nicht an Schaulustigen, verstärkt durch einen anschwellenden Tourist:innenstrom, der ein besonderes Ziel hatte: Nach dem Mauerfall hatten Kreative aus aller Welt, aus Freude über das Ende der fast 30-jährigen Teilung, den hier verlaufenden Mauerabschnitt durch Wandmalereien und Graffiti in ein Gesamtkunstwerk verwandelt. Noch heute ist die im September 1990 eröffnete, 2009 durch die Kunstschaffenden selbst teils neu gefasste East Side Gallery eine der Hauptattraktionen der Stadt.



Berlin, East Side Gallery mit der Wagenburg (links) und als Besucher:innenmagnet (rechts) (Bilder: Stiftung Berliner Mauer, Schenkung von Werner Maar)

Die Wagenburg an der East Side Gallery wuchs rasch an, im Herbst 1993 folgte die vom Engelbecken vertriebene Wagenburg, auch sie lag zuvor im Verlauf der Mauer. Am Ende fanden sich an der East Side über 250 Menschen unterschiedlichster Herkunft wieder. Vielfach waren es junge Menschen, Ausreißer:innen, Kreative, Obdachlose, von Rassismus oder Sexismus Betroffene, die vom besonderen Ort angezogen wurden. Verstärkt wurde dies durch die Zeitqualität des „Dazwischen“ nach dem Zusammenbruch der alten Weltordnung, was sich nirgends so sinnfällig manifestierte wie in Berlin. In der Wagenburg suchten sie Zuflucht und ganz im Sinne einer frühzeitlichen Wagenburg Schutz und die Unterstützung der Gemeinschaft.

Doch was in den anderen Wagenburgen funktionierte und gelebt wurde, lief hier aus dem Ruder. Kriminalität und Drogendelikte nahmen überhand und dominierten die Schlagzeilen der Hauptstadt- und Landespresse. Konflikte waren schon deswegen vorprogrammiert, weil sich die Gemeinschaft so vieler (die sich zudem nicht als ein Ganzes, sondern

als Teile einzelner Gruppierungen verstanden) nicht über die gebräuchliche Praxis der Versammlungen und Plenen organisieren ließ. In der Folge fehlte die soziale Kontrolle, das Leben hier geriet aus den Fugen. Auch das seit den 1980er Jahren in der Szene und so auch hier praktizierte Recycling von Schrott und Zivilisationsmüll kippte ins Negative, obwohl es im Sinne der Ökologie in die richtige Richtung wies.

Am Ende wurde die East Side wahrgenommen als „ein einziger Schrotthaufen, wo Menschen drin gewohnt haben“. So brachte es Zeitzeuge Gerold Kohl, der seit über 30 Jahren in Wagenburgen lebt, 2021 in einem Interview mit der Stiftung Berliner Mauer drastisch auf den Punkt. Die mangelnde Hygiene – erst seit 1994 gab es einige wenige Toilettenhäuser – tat ihr Übriges. Am 17. Juli 1996 räumten 260 Polizeibeamte die Wagenburg an der East Side. Heute kündigt nur noch ein Loch in der Mauer von der einst größten Wagenburg Berlins – eine „Durchreiche“, um die langen Wege um die Mauer zu umgehen.

Luxuswohnungen statt Wagenburgen

Die Leute in der Wagenburg seien wie auf einer Insel gewesen, obwohl sie doch in der Mitte der Stadt waren, erinnert sich der französische Fotograf und Kulturanthropologe Ralf Marsault, ebenfalls in einem Zeitzeugen-Interview mit der Stiftung Berliner Mauer. Er hat selbst 13 Jahre in der „Kreuzdorf Wagenburg“ gelebt und hierüber promoviert. Daher ist er überzeugt, dass die Bedrohung dieses Sozialgefüges nicht von außen, sondern von innen komme. Das Experiment der Demokratie in einer Wagenburg sei, wie auch generell, gefährdet durch die notwendige Offenheit. In diesem Fall durch Leute, die kommen und gehen. De facto konnte in der East Side von Community oder Gemeinschaft keine Rede sein. Auch deswegen verwundert es nicht, dass die Wagenburg an der East Side als die sozial schwächste in Berlin galt. Nach den Berliner Politologen Jens Sambale und Dominik Veith war dies aber eine der Folgen der vorangegangenen Räumungen und einer Verweigerung sozialer Dienste von Seiten des Senats. Sie problematisieren in ihrem 1998 erschienenen Beitrag, dass die kriminellen Vorfälle mit der baulichen Form Wagenburg verknüpft wurden, um diese dann zu bekämpfen. Die Presse tat das Ihrige dazu, um den Platz als „outlaw ghetto“ zu stigmatisieren. Ein Verdacht auf Tuberkulose schließlich besiegelte das Schicksal der East Side Wagenburg. Damit stand den Plänen des Investors Opus für das Büro- und Geschäftshaus Spreefoyer nach den Plänen von Helmut Jahn nichts mehr im Wege.

Auch wenn daraus nichts wurde, so war der Kampf um einen Freiraum für andere Lebenskonzepte an dieser Stelle verloren. Stattdessen realisierte hier der Immobilienentwickler Trockland das im vergangenen



Berlin, Wagenburg an der Lohmühle
(Bild: Ute Reuschenberg, 2023)

Jahr fertiggestellte Wohn- und Hotelprojekt „Pier 61|64“ – in direkter Nachbarschaft zu einem der umstrittensten Wohnungsbauprojekte der letzten Jahre: dem 2018 bezogenen Wohnturm „Living Levels“ mit exklusiven Luxuswohnungen. Dass nun ein Luxushotel respektive Luxuswohnungen den einstigen Todesstreifen an dieser Stelle dominieren, entbehrt nicht eines gewissen Zynismus.

War die Wagenburg der East Side von vorneherein durch ihre Offenheit und fehlende Struktur fragil und gefährdet, so traf ihr Schicksal auch die politisch aktiven und sozial stabilen Wagenplätze aus dem Umfeld der Kreuzberger Hausbesetzer:innenbewegung. Erst recht, als sie der Neuformung der Stadt und der Verwertung der innerstädtischen Grundstücke im Wege standen. Im Oktober 2021 wurde der seit 1990 bestehende Köpi-Wagenplatz neben dem linken Kultur- und Wohnprojekt an der Köpenicker Straße mit großem Polizeiaufgebot geräumt. 30 Bewohner:innen verloren den Ort, an dem sie fast 30 Jahre lang zu Hause waren. Auch hier stand ein Immobilieninvestor im Hintergrund.

Ein selbstbestimmtes urbanes Leben

Doch es geht auch anders. Etwa an der Lohmühle im Bezirk Treptow-Köpenick. Ursprünglich besetzten die Wagenburgler:innen ein Stück des Todesstreifens an der Grenze von Kreuzberg nach Treptow, im heutigen Schlesischen Busch. Doch als dieser zu einem Park umgestaltet wurde, wechselte man auf das Gelände neben der Lohmühlenstraße. Heute wie damals leben hier um die 20 Menschen, eine überschaubare Zahl, ganz im Gegensatz zur East Side. Und im Unterschied zur Wagenburg an der Mauer gibt es an der Lohmühle eine funktionierende Community, die diesen Geist sogar nach außen trägt: Das Engagement der Bewohner:innen bereichert hier seit Jahren das kulturelle Leben im Kiez. Sechs Kulturveranstaltungen bestreitet die Wagenburg pro Monat, vom Konzert über Ausstellungen bis hin zu Workshops oder Kino. Daneben ist ein ökologisch verträgliches Leben zum wichtigen Bestandteil des gemeinschaftlichen Lebens avanciert. Das Abwasser etwa wird in eigenen Pflanzenkläranlagen entsorgt und den Strom liefert eine eigene Solaranlage. Es gibt sogar einen Ökolehrpfad.

Man verzichtet bewusst auf öffentlichen Strom und Wasser, um sich die Autonomie zu erhalten. Anders das Wagendorf Karow in Berlin-Pankow, wo 150 Menschen leben. Hier hat jede Wohneinheit einen eigenen Stromanschluss und zumindest die Möglichkeit, einen Anschluss an das öffentliche Wassernetz zu erhalten. Das Wohnprojekt, das sich als integrativ, interkulturell und generationsübergreifend versteht, strukturiert das Zusammenleben sogar per Satzung, Grundstücksordnung und Nutzungsregeln. Diese Formalia ermöglichen aber trotz der beachtlichen Größe des Wagendorfs ein naturnahes Leben in



Berlin, East Side Gallery, Birgit Kinder, *Test the Best* (Bild: Stiftung Berliner Mauer, 2018)

einer toleranten Gemeinschaft, die sich eine große Portion Selbstbestimmung und Teilhabe zum Ziel gesetzt hat.

Sowohl in Pankow als auch an der Lohmühlenstraße ist es gelungen, zwar unsichere, aber vertragliche Absicherungen zu erlangen: Seit 1995 ist der Verein „Pankgräfin e. V.“ Träger des Wagendorfs Karow. Die Wagenburg Lohmühle hat ihren Verein „Kulturbanausen e. V.“ als Verwalter ihres Grundstücks eingesetzt. Diese Regelungen sind allerdings zeitlich begrenzt und daher potenziell gefährdet. Es bleibt zu wünschen und zu hoffen, dass man sich in Berlin und anderswo der Bereicherung durch solche urbanen Projekte bewusst wird. Die Vielfalt der Lebensentwürfe und Lebensformen macht die Lebendigkeit und damit die Attraktivität und Zukunftsfähigkeit einer Stadt aus. Noch ist es in Berlin möglich, dass Menschen, die andere Formen des Zusammenlebens wünschen, die mit wenig Komfort auskommen möchten oder müssen, in einer Wagenburg ihren Platz finden – und dies sollte auch so bleiben. Schließlich handelt es sich um nichts weniger als um einen ernst zu nehmenden Versuch, die Rahmenbedingungen der eigenen Existenz zu gestalten, fasst es Ralf Marsault in einem Beitrag über die Wagenburg Kreuzdorf zusammen.



Berlin, East Side Gallery, Jim Avignon, Doin it cool for the East Side (Bild: Stiftung Berliner Mauer, Foto: Jascha Fibich, 2018)

Literatur und Links

Marsault, Ralf, *Faintly Falling*, Berlin 2020.

Sambale, Jens /Veith, Dominik, Berliner Wagenburgen: Transformation peripherer Räume, Stigmatisierung sozialer Gruppen und die Abwehr von Marginalisierung, in: *Prokla* 28, 1998, 110, 1, S. 67–93.

Marsault, Ralf, "On the Road again". *Nomadentum*, Zugehörigkeit und europäische Staatsbürgerschaft der Wagenburgen in Berlin, in: *Paragrana*, 2010, 2, S. 153–164.

Online-Auftritt der Stiftung Berliner Mauer mit *Zeitzeug:inneninterviews*.

FACHBEITRAG: bauhaus reuse - modern reuse

von Robert K. Huber

Das Projekt „bauhaus reuse“, sprich Wiederverwendung – oder reuse – in Verbindung mit dem Erbe des Bauhauses, vereint nicht nur die Frage nach (bau-)kultureller Erhaltung oder Denkmalpflege mit dem Bewusstsein für eine progressive Kultur des Kreislaufdenkens. Vielmehr steht das Projekt für ein neues Konzept von „modern reuse“, mit dem der gleichzeitige Umgang mit Erbe und zukünftiger Perspektive der Moderne dafür eintritt, ein relationales Verständnis von Materialität und Bedeutung sowie Werten und Information in den Mittelpunkt zu rücken.



Berlin, BHROX bauhaus reuse, „Architektur als Experiment – Ludwig Leos Umlauftank“, Ausstellung der Wüstenrot Stiftung kuratiert von BARarchitekten (Bild: © zukunftsgerausche, 2020)

Kulturtechniken der Wiederverwendung

Die tiefere Bewandnis des Konzepts von „modern reuse“ besteht darin, zu erfragen, welche Arten und Kulturtechniken der Wiederverwendung innerhalb der Moderne angelegt sind sowie anhand des Erbes der Moderne entwickelt werden können. In diesem Zusammenhang ist es von grundlegender Relevanz, ursächliche Narrative und Entwicklungen der Moderne und der materiellen Welt moderner und heutiger Industrie- und Informationsproduktion zu hinterfragen und im Hinblick auf die gebaute Umwelt, Wertesysteme und soziokulturelle Zusammenhänge zu untersuchen.

In diesem Kontext stehen wesentlich berühmte und weniger bekannte Auseinandersetzungen der Moderne – in aller Kürze sind beispielsweise genannt: die Frage nach der Beziehung von Typisierung und Standardisierung gegenüber der Entwicklung von Qualität und Gestaltung, wie diese im „Werkbundstreit“ von 1914 bis 1919 zutage trat (namentlich vertreten durch Herman Muthesius und Henry van der Velde), die Auseinandersetzungen und ihre Folgen über den



Berlin, BHROX bauhaus reuse (Bild: © Ken Schluchtmann, 2021)

„Modernen Zweckbau“ nach Adolf Behne (1923/26) sowie der „Funktionalismus Streit“ um 1929 zwischen Le Corbusier und Karel Teige, herausgearbeitet von Thilo Hilpert (2007), die Bauhaus-Debatte von 1953 oder die Beziehungen von Modell und Serie, wie diese unter anderem in Jean Baudrillards „Das System der Dinge“ (1968) auseinandergesetzt werden.

Anderweitig interessant ist auch (exemplarisch), dass der Begriff „Wiederverwendung“ oder „Wiederverwendungsprojekt“ im industriellen und seriellen Bauen der DDR üblich war, damit gemeint die typologische Wiederwendung des gleichen Typenbaus einer Einkaufshalle, Schule, Turnhalle oder ähnlichem.

Ein Wiederverwendungsgebäude

Zunächst, das Projekt „bauhaus reuse“ besteht baulich aus einem modularen sowie de- und remontagefähigen Wiederverwendungsgebäude und dem darin sitzenden, transdisziplinären (Bau-)Kulturzentrum und Stadtlabor „BHROX bauhaus reuse“, mit Standort auf dem Ernst-Reuter-Platz, in Kooperation mit dem Bezirk Charlottenburg-Wilmersdorf von Berlin. Das transparente Gebäude wurde mit wiederverwendeten (reuse) Fassadenelementen des Dessauer Bauhauses errichtet, welche annähernd die Gesamtheit der Nordfassade und der Balkontüren der Atelierhaus-Fassade umfassen. Die Elemente entstammen der großen Sanierung der Weltkriegsschäden zum 50-jährigen Bestehen des Bauhaus-Gebäudes im Jahr 1976 in der ehemaligen DDR und wurden von der Stiftung Bauhaus Dessau dem Projekt zur Verfügung gestellt.



Berlin, BHROX bauhaus reuse, „Berlin ist viele Städte“, Ausstellung anlässlich 100 Jahre Werner Düttmann in Kooperation mit Udk Berlin (Bild: © Michael Ukas, 2021)

Zudem dem Projekt zugehörig ist der 2012 als Test-Pavillon errichtete „bauhaus reuse Pavillon“ auf dem Tempelhofer-Feld in Berlin, der ebenso aus Elementen der Nord- und Atelierhausfassade besteht. Gleiches gilt für die begehbare, bühnenartige Installation „bauhaus TWINS“, die u.a. im Rahmen des transnationalen Festivals „re:bauhaus“ gezeigt wurde und aus Elementen der Atelierhaus-Fassade besteht (zuzüglich Elementen für eine zweite Ausgabe von dieser) und derzeit eingelagert ist im Depot der Kunstgalerie Ostrava.

Wiederholte Wiederverwendbarkeit

Wobei die Intention und Namensgebung des Projekts wesentlich über die einfache Wiederverwendung der historischen Bauteile hinausgehen und auf folgende sieben Prinzipien begründet sind:

Erstens, der Akt der wiederverwendeten Fassadenelemente verbleibt nicht beim einfachen Verständnis von recycling und reuse, sondern zielt auf wiederholte Wiederverwendbarkeit. Damit verkörpert das Projekt exemplarisch die Methodik von Wiederverwendungsbauweisen, sprich im Sinne von „circularity“, praktisch und

theoretisch herauszuarbeiten und zu fördern: Nach der Wiederverwendung ist vor der Wiederverwendung – tatsächlich ist das mehrfach aus seinen Bestandteilen wiederverwendete Gebäude mittlerweile ein „bauhaus reuse reuse“. Dies eröffnet eine grundsätzliche Differenzierung einer qualitativen und quantitativen Dimension von Wiederverwendung und Wiederverwendbarkeit: Gebrauchte Objekte oder Materialien werden wiederverwendet. Wiederverwendete Materialien oder Objekte werden in Folge zu wiederverwendbaren, sobald diese im Zyklus erhaltbar gemacht werden und bleiben.

Bau und Bühne

Zweitens, der verwandte Bezug von Bau und Bühne, wie dieser auch von Walter Gropius thematisiert wurde, sprich das projektbezogene und performative Zusammenarbeiten, ist mehrfach angelegt. Sowohl performativ in der Bauproduktion (siehe dritter Punkt) als auch in der Konzeption des Raumes, dem Prinzip eines progressiven Bühnenkonzepts folgend (vergleiche viertens), sowie in der transdisziplinären Programmbespielung (siehe Punkt fünf).

Zudem, die Elemente selbst besitzen performativen Charakter. Einst als Bestandteil des Bauhausgebäudes ein Teil des UNESCO-Welterbes, hatten diese an dessen Zustandekommen wesentlichen Anteil. Nach ihrem Ausbau verließen sie zumindest den Schutzstatus, wie auch die Denkmalpflege klassisch die ortsfeste Verbundenheit pflegt. Gleichsam, ausgebaut und nachdem sie durch neue Rekonstruktionen ersetzt wurden, befanden sich diese im Vergleich ihrer baulich einfacheren Nachbildung und ihres Erbes aus der DDR-Sanierung gegenüber den neueren, technisch fortgeschrittenen Faksimiles



Berlin, BHROX bauhaus reuse, Ausstellung "Modernism in Ukraine" (Bild: © Michael Setzpfandt, 2022)

sowie – noch vereinzelt vorhanden – den ursprünglichen Originalen von 1926. Aus diesem Umstand und der Gleichzeitigkeit dieser Existenzen geht auch der Name der Installation "bauhaus TWINS" hervor. Zwischen dieser Marginalisierung und Entmarginalisierung anhand ihrer Wiederverwendung changiert seither ihre Materialität und Rollenbedeutung (ähnlich dem Prinzip des Readymades, weniger der definitiven Intention der Spolie verbunden), womit diese methodisch beispielhaft dienlich werden für den Umgang mit Erbe und Wiederverwendung.

Der Bauplatz

Drittens, die Umsetzung des Gebäudes – in zweierlei Verständnis, das heißt die Herstellung wie auch die wiederholte Wiederverwendung und räumliche Versetzung – referenzieren das Konzept des Bauplatzes, als Handlungsraum und konkreter Ort für das transdisziplinäre und performative Zusammenwirken der an dem Werk unterschiedlich Beteiligten. So ist dies auch der Arbeit an einer Bühne ähnlich, so wie dies vor

allem einem zeitgenössischen Verständnis von Baukultur entsprechen sollte, als die Kultur des nachhaltigen Zusammenwirkens der am Bau Beteiligten. Umgesetzt wurde dies insbesondere anhand von mehreren sogenannten Lehrbaustellen zur Errichtung und Wiedererrichtung des Gebäudes unter der Beteiligung von mehr als 300 Bauauszubildenden aus sieben Gewerken, integriert im Rahmen der formellen fachpraktischen Bauausbildung sowie im Austausch mit Planung und wissenschaftlicher Arbeit und Lehre.

Funktionalistisch und brutalistisch

Viertens, das Gebäude und die Intention des BHROX referenzieren – bewusst streitbar – ein funktionalistisches wie ebenso brutalistisches Verständnis von Architektur, Zweck und Kritik. Dies beginnt bei der Baustelle als Ort der Bildung und „Theorie der Praxis“ sowie mit der fachlichen Handhabung von Gebrauchtem und der Sorgfalt im Umgang damit. Die zudem bewusst einfache Bauweise, Material-Verwendung und passiven Anlagen der Klimatisierung erfordern eine manuelle sowie auch kritische Auseinandersetzung mit Umwelt- und Witterungsbedingungen, um nutzbar zu sein. Bauliche Effekte und Baumaterialien treten direkt, schlank und offen zutage, beabsichtigt für die maximale Ausnutzung des Raumes, wobei die durchaus komplexe Raumstruktur auf konsequente Multifunktionalität des Gebäudes und der Bespielung setzt. Mitwirkende und Publikum teilen sich den bühnenartigen Raum, der allseitig transparent einsichtig ist. Wie eine Art „Mission Bay“ werden die Räumlichkeiten stetig umgenutzt und anteilig parallel bespielt, mitunter mehrmals an einem Tag in verschiedenen Schaltungen und Konstellationen.

Transdisziplinär und performativ

Fünftens, derartig räumlich-strukturell angelegt, ist das Verständnis von Transdisziplinarität und Performativität auch Grundlage für das inhaltliche Programm am BHROX, anhand von vielfältigen Partner:innen und Zielgruppen sowie der Themen und Formate. Insbesondere durchgehende Schwerpunkt-Themen strukturieren das Programm und sind Gegenstand aufbauender Projekte am Haus. Diese sind wesentlich und kurz genannt: gesellschaftliche Emanzipation, Gendergerechtigkeit, Dekolonialisierung und Inklusion, soziale Stadt und Klimaneutralität, Kreislaufgesellschaft und Bildung für Nachhaltige Entwicklung, Politik und Baukultur sowie die Entwicklung der Moderne im europäischen und im globalen Kontext.

Transnational

Sechstens, in der inhaltlichen Auseinandersetzung mit der Moderne liegt – eingangs benannt – ein großes Potenzial gegenüber den heutigen gesellschaftlichen Herausforderungen, das insbesondere auch eine europaweit identitätsstiftende und verbindende Wirkung besitzt. Dies schließt ein Verständnis der Moderne von der Frühmoderne über den Funktionalismus bis zur Nachkriegsmoderne und Spätmoderne ein. So liegt auch ein Fokus des Programms auf der transnationalen Entwicklung der Baukultur und Ideengeschichte der Moderne in Mitteleuropa. Unter anderem mit der Initiative für eine „Europäische Triennale der Moderne“, kurz ETOM, unter dem Motto „Diverse Modernism | Modern Diversity“ werden genau diese Fragen in einem transnationalen Kontext verhandelt. Das Ziel ist es, das bauliche Erbe und die Geschichte moderner Ideen, insbesondere

mit dem Schwerpunkt auf die Nachhaltigkeit und Widerstandsfähigkeit moderner Werte, sprich „resilience of values“, wie gesellschaftlicher Emanzipation, sozialer Gleichheit und demokratischer Teilhabe, produktiv zu machen.

Typos und Topos

Siebtens, das Projekt thematisiert den Ortsbezug in der Architektur auch mit Bezug auf die Beziehung zwischen Typos und Topos, wie diese in der Moderne zwiespältig sind. Nicht nur die Transplantation der Fassadenelemente, auch die Platzierung des Gebäudes auf dem Standort verfolgen das Wiederverwendungsprinzip der „Bestandsverpflanzung“. So gehen das Gebäude und der Ort, die Mittelinsel des Kreisverkehrs auf dem Ernst-Reuter-Platz, gestaltet von Werner Düttmann und heute ein Gartendenkmal der Moderne, eine Art von Symbiose ein. Bezüglich des Ortes entspricht dies wiederum einem performativen Akt, mit vielschichtigem Bezug, zumal die symbiotische Einheit der Fassaden-Relikte aus der DDR-Rekonstruktion und der Platz als Schaufenster West-Berliner Nachkriegsstadgestaltung und Prosperität zeitgenössisch konkurriert haben mögen.



„bauhausTWINs“ anlässlich des Festivals „re:bauhaus“ in der Galerie Plato, Ostrava, Tschechien (Bild: © zukunfts-geraeusche, Robert Huber)

Jedoch aus heutiger Sicht entsprechen diese beiderseitig derselben Hinwendung, die Nachkriegsmoderne nachhaltig zu erhalten sowie gesellschaftlich zu vermitteln. Dies entspricht ebenso dem Charakter des Platzes als ein „Konglomerat der Moderne“ – durchaus eine baukulturelle und authentische Qualität an sich – so wie die Moderne in vielen Fällen jeher mehr im Konglomerat von Bauten ihrer unterschiedlichen Ausprägungen sowie mit dem vorherigen und auch später addierten Bestand wahrnehmbar ist, nicht zuletzt da die Konzepte der Moderne meist nicht so radikal und einförmig umgesetzt wurden – aus verschiedenen Gründen – als wie zuvor von manchen erdacht.

Moderne nutzbar machen

Darauf aufbauend, rückgreifend auf die eingangs erläuterte, tiefere Bewandnis, verkörpert das Projekt das Prinzip und einen methodisch modellhaften Ansatz von „modern reuse“. Sprich – zumal hinsichtlich der Relevanz gegenüber aktuellen gesellschaftlichen und materiellen Herausforderungen – ist die stichhaltige Frage: Wie kann der Umgang mit (dem Erbe) der Moderne progressiv – nutzbar – gemacht werden? Darauf zielt das Projekt iterative Antworten zu geben: Wobei das notwendigerweise über das Baulich-Materielle hinausgeht und sich einem kritischen Materialismus folgend den Fragen der baukulturellen Entwicklung in gesellschaftlicher und politischer Dimension widmet.



Berlin, BHROX bauhaus reuse (Bild: © Ken Schluchtmann, 2021)

Progressives Erbe

Eingedenk, dass die Moderne unser jüngstes Erbe ist (wobei die damit implizierte Distanz unangebracht ist, jedoch zumindest deren Betrachtung als Epoche nicht zu umgehen ist) ist einerseits entscheidend, unter welchen zeitgemäßen Maßgaben wir uns mit diesem befassen (und dieses reflektieren). Andererseits ist ausschlaggebend, wie wir mit diesem Erbe im Vergleich dazu umgehen, wie andere Gesellschaften – in kulturell ganzheitlicher Sicht – mit ihrer nächsten Vergangenheit umgegangen sind. Dies wird letztendlich unsere Zukunft mehr bestimmen als in jeder anderen Ära zuvor und dafür verantwortlich sein, inwieweit wir ein, nennen wir es, progressives Erbe – „progressive heritage“ – definieren können: Wie kann die Moderne Perspektive für die Zukunft sein? Oder ist die Moderne als zumal in wesentlichen heutigen Herausforderungen unvollendetes Projekt progressiver als unsere Gegenwart? Oder allgemeiner gefragt: Moderne und Zukunft – wie steht dieses Begriffspaar in Relation?

Vor einigen Jahren stellte die zwölfte Ausgabe der documenta 2007 in Kassel die Frage, inwieweit die Moderne unsere Antike wäre. Ja und nein wäre wohl eine kurze Zusammenfassung der Antworten, es ging viel um Zurückblicken und Nachvollzug und darum, ob diese Betrachtung letztlich dahingehend produktiv ist, um auf unerwartete zukünftige Entwicklungen vorbereitet zu sein. Nun denn, ist die Moderne mehr unsere Renaissance? Die Smithsons schafften eine wunderbare Analogie, die diesbezüglich interessant ist, anhand des Vergleichs jeweils dreier Generationen der Renaissance und der Moderne, an denen sie die Weiterentwicklung und das „Bereiben“ innerhalb der Architektur-Evolution nachvollziehen. Wobei in jeder Generation

schrittweise das Verständnis von Materialität und die Inszenierung, der Umgang damit, bis zum Bauen entwickelt wurden und dies im Falle der Smithsons maßgeblich das „as-found“ Prinzip des Vorgefundenen und des Gefundenen – „the as found and the found“ – erschlossen hat. Oder, somit, kann vielmehr der Umgang mit der Moderne unsere Renaissance sein – die Zukunft?

Vielleicht, und vielleicht hieße dies kurzgefasst: Ist die Moderne unsere Moderne; wobei mit achtsamer Betonung auf „unsere“, im Sinne eines diversen Verständnisses? Mehr noch als der Umgang mit einer stofflich-bedeutsam reflektierten materiellen Komponente wird andererseits die Komponente der Umgehenden, verkörpert durch die Akteur:innen, die diesen verantwortungsvollen Umgang tragen, zu Buche schlagen. Neben der Etablierung eines Verständnisses für die Wertigkeiten der pluralistischen Spielarten der Moderne und eines reflexiven Werteverständnisses für das Gebrauchte und Wiederverwendete, werden Förderung und Dialog der Vielfalt dieser Akteur:innen, in Multiplikation mit den pluralen Zugängen im Umgang, von Bedeutung sein, inwieweit ein zirkuläres Erben der Moderne, in einem progressiven Verständnis von „modern reuse“ nutzbar und zweckmäßig werden wird.

Literatur und Links

Schwarz, Rudolf, Bilde Künstler, rede nicht, in: Baukunst und Werkform 6, 1953, 1, S. 9–17.

Valena, Tomasz, Beziehungen. Über den Ortsbezug in der Architektur, Berlin 1994.

Lewis, Mark, Ist die Moderne unsere Antike?, in: Documenta Magazine, 2007, 1, S. 28–53.

Huber, Robert K./Fischer, Annekatrin, Bestandsverpflanzung, in: Detail, 2009, 11, S. 1226–1230.

Smithson, Alison und Peter, Italienische Gedanken, Beobachtungen und Reflexionen zur Architektur, hg. von Koch, Hermann/Unglaub, Karl, Basel 2014.

FACHBEITRAG: Eisenbahnwaggons als Wohnstätte

von Peter Liptau

Wenn sich das Tinyhouse aktuell großer Beliebtheit erfreuen, ist es vielleicht an der Zeit, auf seine Vorbilder zurückzublicken. Neben Zirkuswagen, Trailerparks und weiteren mobilen Versatzstücken wird man gerade in jenen Jahrzehnten fündig, in denen Not oder zumindest Pragmatismus viel Improvisationsgeschick auf den Plan rief: Zeiten des Mangels an Wohnraum und Baumaterialien. Ein gutes Beispiel dafür finden bzw. fanden wir in der Stadt Feucht in Mittelfranken: Es schien wie eine Neuentdeckung, die 2018 mit einem Anruf bei der Gemeinde begann. Mitten im Wohngebiet stünden zwei Eisenbahnwaggons. Gefunden beim Abriss eines kleinen Einfamilienhauses. Ratlosigkeit.



Feucht, Wohnhaus während des Abrisses (Bild: Herbert Bauer)



Feucht, Wohnhaus vor dem Abriss (Bild: Steffen Engel)



Feucht, Wohnhaus mit freigestellten Waggons
(Bild: Herbert Bauer)

Ein Überraschungsfund

Auch Herbert Bauer – Gemeinderat, aktiv für die Chronik von Feucht und bestens mit der lokalen Geschichte vertraut – hatte noch nie von diesem solchen Fall gehört. Er wohnt in der Umgebung und war schnell mit der Kamera zugegen, um den Fund zu dokumentieren. Doch eine genaue Antwort, wie diese Eisenbahnwaggons eigentlich dorthin gekommen sind, ließ sich nicht finden. Es blieben Mutmaßungen – auch zu der Frage, warum eigentlich niemand mehr davon wusste.

Scheinbar hatte zumindest der Abbruchunternehmer eine Vorahnung oder gerüchteweise davon

gehört. Er rechnete aber eher damit, dass Einzelteile oder maximal eine Bodengruppe der Waggons auftauchen – als Fundament oder als Deckenbalken, aus den Zeiten, als das Material knapp war. Denn es ist keine Seltenheit, dass in den Nachkriegsjahren etwa Bahngleise als Deckenträger, Fenster- und Türstürze genutzt wurden.

Bei der Reichsbahn

Ein wenig ließ sich dann doch zu den Hintergründen des besonderen Wohnhauses herausfinden: Früher arbeitete der Erbauer bei der Reichsbahn. Die ausgemusterten Waggons hatte er um 1947 erhalten und sie direkt neben den Bahngleisen auf eine Wiese stellen lassen. Ringsherum gab es damals wohl noch keine Bebauung. Die neue wurde Behausung geduldet, weil sie theoretisch wieder abtransportiert werden konnte. In diesem speziellen Fall war, so berichten Zeitzeug:innen, keine Genehmigung nötig.

Als man die umgebenden Wiesen in Bauland umwidmete, wurden die Waggons kurzerhand ummauert und mit einem Satteldach versehen. Damit erwies sich das Feuchter Häuslebauer nicht nur in der Materialbeschaffung als kreativ, sondern ebenso im Umgehen von bürokratischen und juristischen Regeln. Der kleine Bau glich am Ende den Gartenstadt- oder Siedlungshäusern der 1930er oder 1950er Jahren, Jägerzaun inklusive.

Komplettrecycling

Im Keller blickte der Abbruchunternehmer von unten auf die vollständigen Bodengruppen von zwei, je zehn Meter langen Reichsbahnwaggons. Die abgerundeten Zimmerdeckenanschlüsse in den Wohnräumen bestärkten seine Ahnung. Doch erst der schrittweise Rückbau sollte mehr



Feucht, Abtransport der Waggons (Bild: Herbert Bauer)

zutage fördern. Es erschienen Details wie ein Reichsbahnlogo mit Adler und Lorbeerkranz – dessen Hakenkreuz war scheinbar schon vor der Umnutzung übermalt worden.

Darüber hinaus konnten die Seriennummern entziffert werden. Demnach handelte es sich um Personenwaggons aus den Jahren 1902 und 1907. Der Abbruchunternehmer plante, sie abzutransportieren und instand zu setzen. Anschließend wollte er sie selbst nutzen: einen als Büro, einen als Wellnesshäuschen samt Sauna nutzen. Dann wurde es erst einmal still um die Sache.

In der Bildzeitung

Schon 2019 tauchten die Feuchten Waggons wieder in der Presse auf. Die Bildzeitung nutze die Geschichte in ihrer bekannten Art. Tatsache ist, so berichten es auch andere Medien, dass der Abbruchunternehmer zu dieser Zeit in Untersuchungshaft saß, vermeintlich wegen Waffenbesitzes. „Hier vergammeln die mysteriösen Nazi-Waggons“ – damit stellt die Bildzeitung eine Frage in den Raum: Handelte der Abrissunternehmer vielleicht mit Waffen, die er just in den „zwei Waggons von Hitlers Reichsbahn mit Hakenkreuzemblem“ gefunden hatte?

Jurist:innen berichtigten, dass davon definitiv nicht die Rede sein konnte. Es gibt keinerlei Zusammenhang zwischen den Waggons und den möglichen Straftaten. Fakt ist auch, dass sie 2019 schon längst auf dem Grundstück eines Künstlers in Deining in der Oberpfalz standen. Hier sind sie aber mittlerweile auch wieder spurlos verschwunden sind. Dieser Verlust ist, so nicht zuletzt auch der Leiter des DB-Museums Oliver Götze, sehr bedauerlich.

Zweite Chance als Partyraum

Ein ähnliches Beispiel ist aus Flörsheim am Main bekannt. Hier war aber durchaus bekannt, dass sich unter der Fassade in der Siedlung „Auf der Keramag“ (in der Nähe des gleichnamigen Keramikunternehmens) ein Eisenbahnwagon befand. Eine Tatsache, die sich schon aufgrund der Bauform aufdrängte. Nachdem das Haus nicht mehr bewohnt wurde, nutzten es Nachbar:innen noch einige Jahre als Partyraum.



Feucht, Details der Waggons (Bild: Herbert Bauer)

Der neue Eigentümer wollte das Haus abreißen, um das Grundstück neu zu bebauen. Im Wissen um den besonderen Kern der Konstruktion wurden viele Institutionen, Eisenbahnmuseen und Vereinen angefragt. Doch keiner hatte Interesse, den Waggon zu übernehmen, sodass 2012 mit dem Abbruch begonnen wurde. Über Umwege wendete sich das Blatt noch einmal: Die örtliche Briefträgerin stellte den Kontakt zur Stiftung Deutsche Eisenbahn her, deren Vorstand sich direkt auf den Weg machte. Vor Ort war zwar die historische Dachhaut schon verloren, dennoch konnte der Rest gerettet werden.



Flörsheim, Detail des Waggons (Bild: eisenbahnstiftung.de)



Stadtlohn, Eisenbahnwaggon als Ferienwohnung (Bild: booking.com)

Kein Einzelgänger

Für Flörsheim kann zumindest ein Teil der Geschichte rekonstruiert werden. Zeitzeug:innen zur Folge gab es in der Siedlung weitere Waggonhäuser, die aber allesamt in den letzten Jahrzehnten verschwunden sind – sie wurden in der Keramag-Arbeitersiedlung bereits 1941 als Behelfswohnheime aufgestellt.

Der gerettete Waggon stammt vom Kasseler Hersteller Wegmann und trägt die Typenbezeichnung D3i Pr-06: ein Wagen der vierten Klasse bei der Königlich Preußischen Eisenbahn aus dem Jahr 1907. Da die vierte Klasse bereits 1928 abgeschafft wurde, blieb eine Lücke zwischen 1928 und der Neuaufstellung im Jahr 1941. Zumindest ist bekannt, dass es sich wohl um den einzigen erhaltenen Wagen dieser Bauart handelt. Und im Gegensatz zum Fall von Feucht soll dieser preussische Waggon wieder auf die Schiene: Die Stiftung Deutsche Eisenbahn will ihn sanieren und wieder mobil machen. Dafür werden aktuell noch Spenden gesammelt.

Aus der Schale befreit

Der Eisenbahnwaggon als Wohnraum oder zumindest als Übernachtungsmöglichkeit ist immer noch in Mode. Weltweit gibt es sogar einige Hotels, die umgebaute Waggons anbieten. Und im nördlichen Ruhrgebiet, in Marl-Sinsen, hat sich ein Fotograf seinen Traum erfüllt und zwei ausgemusterte Postwagen der Deutschen Bundesbahn zu einem Wohnhaus mit Fotoatelier zusammengefasst.

Dass auch unter so mancher Fassade doch noch der ein oder andere Eisenbahnwaggon schlummert, zeigt ein jüngster Fund in Lieskau bei Halle.



Feucht, Details der Waggons (Bild: Herbert Bauer)

Hier wurde unter der Hülle eines Gartenhäuschens einer der ältesten bekannten erhaltenen Waggons geborgen. Schon 1931 wurde er scheinbar bei der Reichsbahn ausgemustert und diente fortan als Gartenlaube und in der unmittelbaren Nachkriegszeit sogar als Flüchtlingsunterkunft.

Es bleibt festzuhalten, dass man umgenutzte Waggon früher meist bewusst 'versteckte'. Mit Walm- oder Satteldach sowie verputzten Wänden wurde daraus nach außen ein ganz 'normales' Haus. Heute hingegen zelebrieren die Nutzer:innen gerne die Herkunft ihres Domizils. Während zumindest eines der hier geschilderten historischen Beispiele aus der Schale befreit wurde – und sich auf dem Weg zurück auf die Schienen befindet.

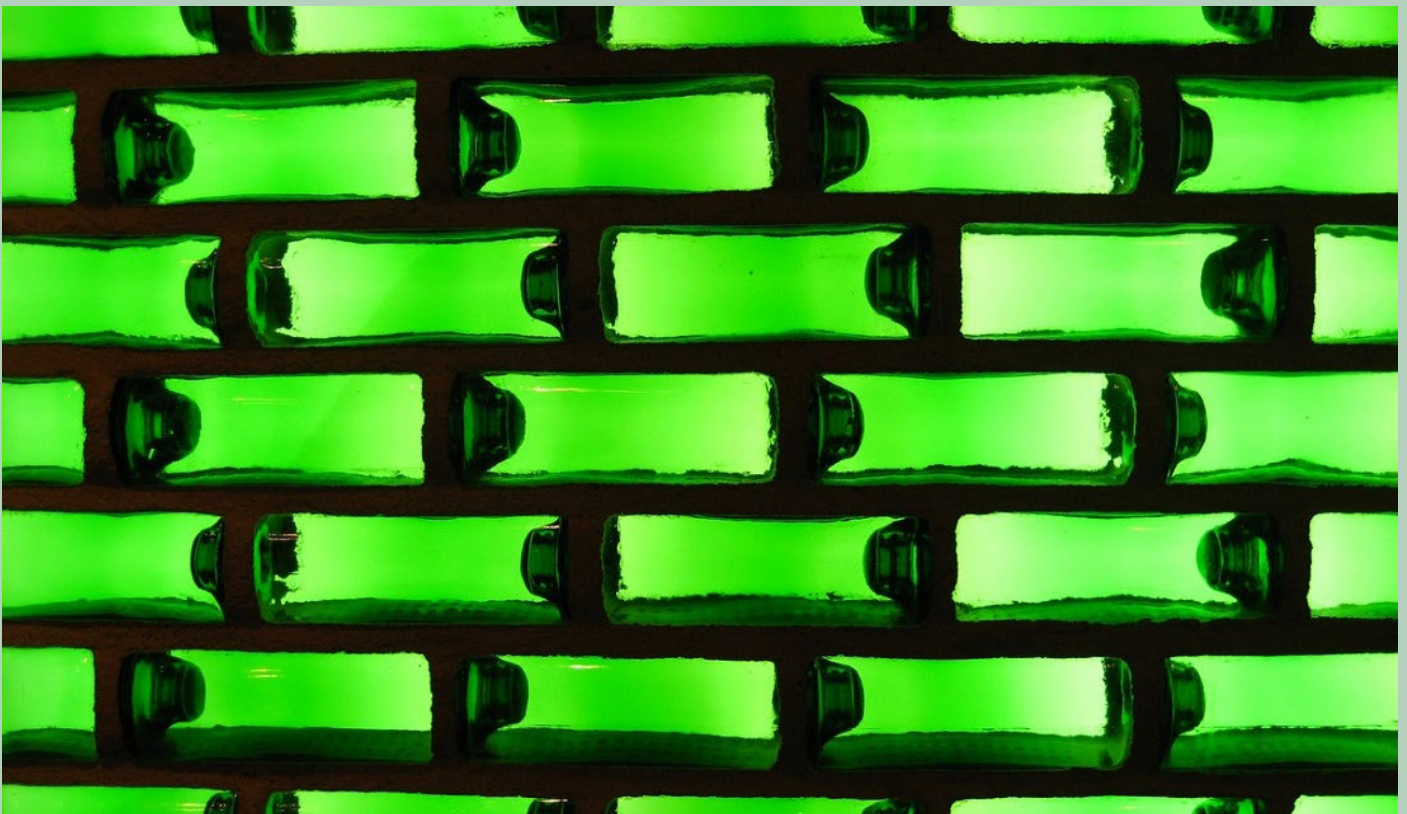


Feucht, Waggon mit freigelegtem Reichsbahnlogo (Bild: Steffen Engel)

PORTRÄT: Das Glasflaschenhaus

von Karin Berkemann

Manchmal ist die Geschichte spektakulärer als der Bau selbst: Eigentlich wirken die meisten Fenster der klassizistischen Zwölf-Apostel-Kirche (1874, Friedrich August Stüler) in Berlin äußerst schlicht, als habe man längliche Glasbausteine aufgeschichtet. Doch nachdem die Scheiben in der Nacht vom 22. auf den 23. November 1943 einem Bombenangriff zum Opfer gefallen waren, musste man sich behelfen. Zum Glück wohnte ein spendabler Spirituosenfabrikant in der Nähe, der rund 5.000 leerer Schnapsflaschen bereitstellte – damit ließen sich die Fenster nach Kriegsende rasch wieder verschließen, provisorisch. Ein Teil der Flächen wurde in den folgenden Renovierungen erneuert und künstlerisch gestaltet, andere blieben in der Fassung von 1946. Heute stehen sie gerade für ihren stilvollen Pragmatismus unter Denkmalschutz. Diese “Ginkirche”, wie sie die Presse gerne nennt, ist nicht der einzige Standort, der die Flasche als Baustein zu nutzen wusste. Besonders systematisch ging man diese Frage in den 1960er Jahren beim niederländischen Bierhersteller Heineken an.



Mauer aus Wobo-Flaschen (Bild: Robert Pla, CC BY NC 2.0, via flickr)

Die Weltflasche

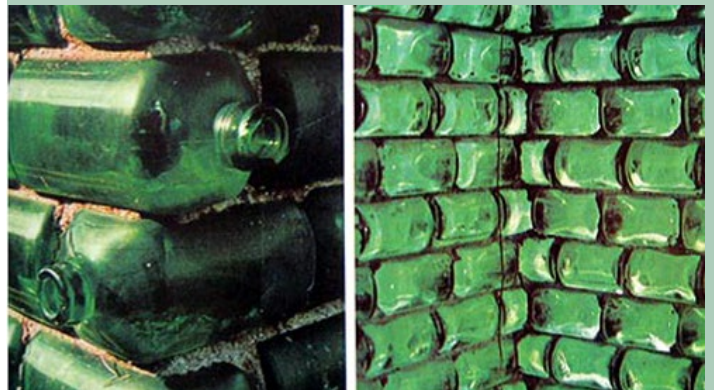
Die Idee für die Word Bottle, kurz Wobo, soll sich Alfred Heineken auf der Insel Curaçao geholt haben, die lange zu den Niederländischen Antillen gehörte. Hier trank man gerne Bier, verfügte aber nicht über die Infrastruktur zur Pfandrückgabe – also blieben die Flaschen in großer Zahl als Müll zurück. Daraus ließe sich doch etwas Sinnvolles machen, dachte sich Heineken. Wieder zu Hause startete er eine Kooperation mit dem Architekten John Habraken, der die Stiftung für Architekturforschung (SAR) leitete. Die ersten, noch hölzernen Wobo-Prototypen erinnerten tatsächlich an die Form von Backsteinen. In einem zweiten Schritt fand Habraken zur später umgesetzten Gestaltung, die sich mehr an einer traditionellen Blockhütte orientierte: quaderförmige Flaschen, deren breite Seitenflächen genoppt waren, damit der Mörtel später gut haften konnte. Und wie bei einer Steckverbindung schmiegte sich der Kopf in den gewölbten Boden der folgenden Flasche.

Etwa 100.000 Stück der weltweit patentierten Wobo-Flasche liefen in Leerdam vom Band – eine Variante für 330, eine für 500 Milliliter. Der simple Bauplan, wie daraus nach dem Biergenuss ein Haus entstehen könnte, sollte auf die Innenseite

des Etiketts passen. Heineken hoffte damit auf einen doppelten Erfolg: Die Flaschen würden sich zunächst gut verkaufen, auch auf dem karibischen Markt. In einem zweiten Schritt könnte man sie sammeln und kostengünstig zu einem Haus verbauen. Schon der erste Teil dieser Gleichung ging nicht auf, denn der genoppte kantige Glaskörper lag nicht angenehm in der Hand und war nicht besonders beliebt. Folgerichtig verschwand die Baustein-Flasche rasch wieder aus dem Heineken-Programm. Aber auf Curaçao finden sich – weiß man, wonach man sucht – bis heute Wobo-Häuser. Und die Idee, das Idealbild einer architektonisch weiterverwendbaren Verpackung, hielt sich hartnäckig.

Ein Gartenhaus auf Probe

Nur ein einziges Mal hat Alfred Heineken seine Idee konsequent bis zum Ende durchgespielt – auch als Überzeugungshilfe für den eigenen Konzern. In seinem Privatgarten in Noordwijk bei Amsterdam ließ er 1965 ein Häuschen aus Wobo-Flaschen errichten. Die Konstruktion überstand rissfrei mehrere Winter, bei überraschend guten Isoliereigenschaften. Zehn Jahre später fand sich ein Schwarz-Weiß-Foto eben jenes Musterbaus – vor einen poppig-gelben Hintergrund montiert – auf einer der Leitschriften der Recycling-



Von der Flasche zur Mauer – Wobo-Flaschen der Firma Heineken aus den 1960er Jahren (Bild: hahatango, CC BY 2.0, via flickr)

bewegung. In seinem Buch "Garbage Housing" inszenierte der britische Architekturprofessor Martin Pawley die Heineken-Initiative als Vorzeigemodell. Was die, um den damaligen Begriff zu nennen, Dritte Welt schon lange aus Not und Pragmatismus übte, die Wiederverwendung von "Müll", habe hier erstmals ein westlicher Industrieller in System und Serie gebracht.

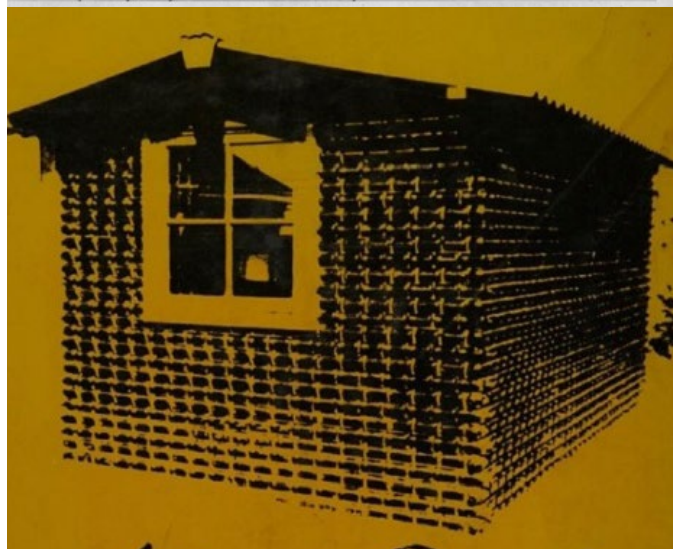
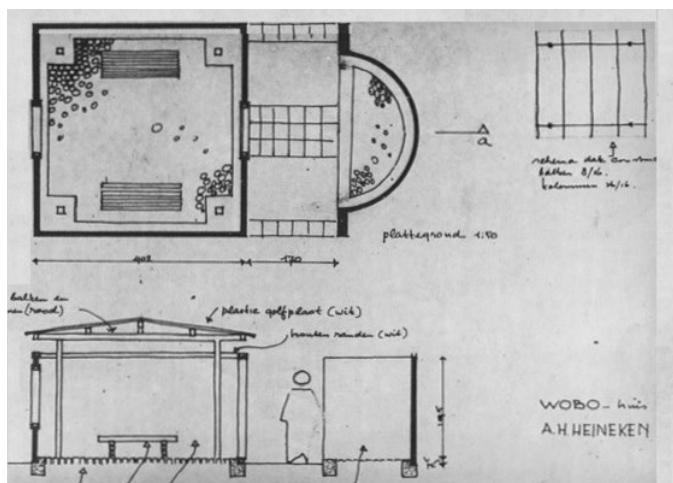
Pawley schwärmte, dass man mit der Wobo-Flasche eine einfache Lösung für ein komplexes Problem (von Armut bis Umweltverschmutzung) gefunden habe. Angespornt durch diese akademische Wertschätzung, wagten Heineken und die SAR-Stiftung einen zweiten Anlauf. Auf dem Gelände der Technischen Universität Eindhoven sollte, zusammen mit weiteren Unternehmen wie Philips, ein Institutsgebäude entstehen. Doch am Ende zerstritten sich die Projektpartner und die Pläne blieben in der Schublade. Erst zur Jahrtausendwende hat man die Wobo-Initiative wiederentdeckt, publiziert und im Heineken-Firmenmuseum neu inszeniert.

Provisorisch währt am längsten

Was Heineken im großen, industriellen Stil versuchte (und daran letztlich scheiterte), hat sich als Alltagspraxis bis heute gehalten. Vom improvisierten Weinstübchen, das Form und Funktion sinnfällig verbindet, bis zum halblegalen Rückzugsort im Wald – immer wieder stößt man an unerwarteter Stelle auf äußerst stabil verbaute Glasflaschen. Mit dem frischen Blick der jüngsten Forschung auf zirkuläres Bauen, auf partizipative Projekte mit Wurzeln im globalen Süden, könnte das niederländische Wobo-Konzept so vor seiner dritten Renaissance zu stehen.



Die Berliner Zwölf-Apostel-Kirche mit einem der Fenster, das um 1946 mit Ginflaschen geschlossen wurde (Bilder: links: Orderinchoo, CC BY SA 4.0, 2015; rechts: Monika, via google-Maps, 2022)



Wobo-Glasflaschenhaus, oben: Habrakens Planskizze von 1964; unten: das auf Alfred Heinekens Grundstück in Noordwijk bei Amsterdam 1965 als Modellbau errichtete Gartenhaus, wie es auf dem Cover von Martin Pawleys "Garbage Housing" abgebildet wurde, darunter symbolisch ein Müllberg (Bilder: Martin Pawley, Garbage Housing)

Literatur und Quellen

Collins, Paul, 100,000 Bottles of Beer in the Wall. Alfred Heineken's recycling program, in: Cabinet, Frühjahr 2004.

Habraken, John u. a., Housing for the Millions. John Habraken and the SAR 1960–2000, Rotterdam 2001.

Pawley, Martin, Garbage Housing, London/New York 1975.

The Story Behind the WOBO, auf: Heineken Collection Foundation.



Wobo-Flaschen als Exponate im Heineken-Firmenmuseum in Amsterdam (Bild: Robert Pla, CC BY NC 2.0, via flickr)

INTERVIEW: “Neu ist eben nicht immer besser”

*Die Architektin Mikala Holme Samsøe
im Gespräch über ein Modellprojekt des Zirkulären Bauens*

Ein öffentliches Gebäude vor dem Abriss, ein Onlinemarktplatz für gebrauchte Baumaterialien (Concular), das Staatliche Bauamt Augsburg und eine Idee der dortigen Hochschule: Gemeinsam sollten sie beispielhaft aufzeigen, dass es der Verkauf von gebrauchten Teilen aus einem staatlichen Gebäude möglich macht, Ressourcen zu sparen, Elemente wiederzuverwenden und obendrein noch Geld in die Kasse zu spülen. Darüber sprach moderneREGIONAL mit der Initiatorin des Projektes „Architektur. Im Kreis“, Mikala Holme Samsøe, die als Professorin für Entwerfen und Gestalten im Studiengang Architektur (Fakultät für Architektur und Bauwesen) an der Hochschule Augsburg lehrt.



*Alte Stadtbücherei in Augsburg,
wiederverwendbare Bauteile werden ausgebaut
(Bild: Stephan Bovenschen)*

moderneREGIONAL: Wie kann man die aktuelle Ausgangslage im Bauwesen beschreiben?

Mikala Holme Samsøe: Aktuell heißt es oft, dass eine Sanierung nicht wirtschaftlich ist und ein Neubau günstiger erscheint. Dies wird dann als Grund genommen, warum vieles hinsichtlich einer nachhaltigen Baukultur nicht möglich wäre. Das ist allerdings eine Milchmädchenrechnung, die am Ende auch zulasten des Klimas geht. Glücklicherweise ist gleichzeitig auch einiges in Bewegung, da viele Bautätige verstehen, dass sich etwas ändern muss. Der nächste konsequente Schritt ist nun folglich auch, sich zumindest auch mehr für weiterverwendende Bauteile zu öffnen, sollte tatsächlich ein Abriss unumgänglich sein. Hier greift nun unser Projekt. Nebenbei bemerkt gibt es auch eine neue EU-Taxonomie seit 2022, die beispielsweise forciert, dass bestimmte Prozentsätze beim Bauen wiederverwendete Bauteile beinhalten müssen sowie recycelte Baumaterialien und Bauteile aus nachwachsenden Rohstoffen.

mR: Wie entstand das Projekt „Architektur im Kreis“ und wie wurde die Kooperation mit Concular umgesetzt?

MHS: Von der Idee des Unternehmens Concular habe ich vor einigen Jahren aus der Presse erfahren. Concular ist, kompakt erklärt, eine Plattform des Onlinehandels mit gebrauchten Bauteilen und gleichzeitig eine Wissensplattform, die auch hinsichtlich des Umgangs mit wiederverwendeten Bauteilen vermittelt. Die Firma ist Dienstleisterin und übernimmt ggf. auch die Katalogisierung sowie das Onlinestellen und die Vermarktung der Bauteile. Ich fand es sehr relevant, den Studierenden diese Option zu vermitteln, wiederverwendete Bauteile in einen Arbeits- und Entwurfsprozess mit einzubinden. Für das Staatliche Bauamt Augsburg war der Verkauf

von Bauteilen, die sonst entsorgt werden müssten, es eine Chance und gleichzeitig ein Pilotprojekt. Daraus entstand dann auch die Idee eines gemeinsamen Projektes gemeinsam zwischen Bauamt, der Hochschule und Concular, um die Möglichkeiten an einem praktischen Beispiel zu testen: In Augsburg stand die ehemalige Stadtbücherei, ein Bau aus den 1960er Jahren von einer gewissen Qualität, unmittelbar vor dem Abbruch. Ich war selbst überrascht, wie groß das Interesse im Laufe des Seminars und des Projektes wurde bei den Studierenden, aber vor allem bei den Kaufinteressierten.

mR: Welche Voraussetzungen fanden Sie vor und wie war die Ausgangslage? Immerhin handelte es sich ja um ein erstes Projekt dieser Art, bei dem auch vermutlich bürokratische Belange berücksichtigt werden mussten.

MHS: Nun, es gab durchaus einige Hürden, die eben teilweise in der Bürokratie lagen. Aber hier wurden schnell gute Lösungen gefunden: Beispielsweise war es in diesem Fall das erste Mal, dass der bayerische Staat gebrauchte Bauteile verkaufte. Da existieren z. B. juristische Hürden, denn



Architekturstudierende geben Bauteile der Alten Stadtbücherei in Augsburg in eine Datenbank ein (Bild: Hochschule Augsburg)



Der Abriss der Alten Stadtbücherei war beschlossene Sache, doch viele Bauteile ließen sich wiederverwenden (Bild: Stephan Bovenschen)

rein rechtlich durfte der Staat bei Neubauprojekten kein Geld einnehmen, da der Abbruch eines Gebäudes schon im Verwaltungsakt des Neubaus eingegliedert war. Hier mussten also erst einmal andere Wege gefunden werden, die wir glücklicherweise erreichen konnten. Es ist ja auch von Vorteil für den Staat, mit dem Erlös aus den Verkäufen von gebrauchten Elementen einen Teil der Entsorgungskosten zu sparen. Bedenken hinsichtlich einer Schadstoffbelastung oder ähnlichem, nach denen wir immer wieder gefragt werden, gibt es nicht, da für einen Gebäudeabriss ohnehin ein Schadstoffgutachten erstellt werden muss. Gerade bei Gebäuden aus der Nachkriegszeit ist das natürlich auch immer ein wichtiger Aspekt.

mR: Wie stellte sich der Ablauf des Seminars im Rahmen des Projektes dar?

MHS: Um ein solches Projekt im Rahmen Studierendenseminars umzusetzen, erfordert es erst einmal eine grundlegende Sensibilisierung für das Vorgehen. Es ergeben sich Fragestellungen zu Ästhetik, Materialität, aber auch einfache Voraussetzungen, wie: „Kann ich das Bauteil schadensfrei ausbauen und auch wieder ein- oder aufbauen?“. Beispielsweise muss man hier bei

Türzargen, Fenstern oder Treppen genau auf die Konstruktion schauen. Zu Beginn waren es sechs Studierende, die dann damit begonnen haben, das Gebäude nach den vorher festgelegten Kriterien zu untersuchen und Bauteile auszuwählen. Diese Bauteile haben sie dann genau nach dem vorgegebenen Schema von Concular fotografiert und katalogisiert und dort eingestellt. Eine solche Auseinandersetzung fördert bei den Studierenden natürlich einerseits das Umgehen mit der vorhandenen Substanz, aber gleichzeitig auch die Wahrnehmung von Reparatur- und Austauschmöglichkeiten in Neubauten. Die Ergebnisse haben wir in einer Publikation zusammengefasst.

mR: Wie erfolgte dann die genaue Umsetzung des Seminars, beziehungsweise des Projektes während der Laufzeit?

MHS: Mit einer Katalogisierung sollte man, egal ob als Seminarumsetzung oder im Normalfall, etwa neun Monate bis zu einem Jahr vor dem geplanten Abbruch beginnen. Etwa 14 Tage vor dem eigentlichen Abbruch war in Augsburg eine Abholtag angesetzt. Das heißt, es gab zuvor eine bestimmte Zeitspanne, in der die Baumaterialien online gestellt waren und hier angeschaut und auch erworben werden konnten. Käufer:innen konnten auf Wunsch die Materialien selbst vor Ort ausbauen in Eigenleistung, was im Endeffekt den jeweiligen Kaufpreis günstiger hielt. Concular koordiniert aber auch in Kooperation mit dem Abbruchunternehmen der Immobilienbesitzer den Ausbau und die Fracht der Bauteile. Die Bauteile können, natürlich je nach Art und Größe, geliefert werden oder werden vor Ort abholbereit bereitgestellt. Ist eine solche Zeitspanne für Ausbau und Abholung gut organisiert, fällt für die Bauteile am Ende nur wenig Lagerzeit an, denn auch Zeit ist in einem Bauprojekt natürlich eine Ressource.



Zahlreiche Bauteile der Alten Stadtbücherei Augsburg fanden glückliche Käufer:innen und eine neue Heimat (Bild: Buch "Architektur. Im Kreis")

mR: Wie viele Bauteile konnten Sie in dem Projekt an neue Eigentümer:innen vermitteln, beziehungsweise wie viel Prozent der Teile wurden einer neuen Nutzung zugeführt?

MHS: Von den bei Concular online eingestellten Bauteilen sind es tatsächlich 78 Prozent, 288 Bauteile an der Zahl, die wir an neue Eigentümer:innen verkaufen konnten. Das ist eine hohe und zugegebenermaßen von uns zu Beginn nicht einmal erwartete Zahl. Unterm Strich ergibt das etwa 18 Tonnen CO₂, die damit eingespart werden konnten. Es ist aber auch ein interessanter Aspekt hinsichtlich der Bindung zu einem Objekt. Der Aspekt des „Kuriosen“ ist sicherlich für einige Kund:innen auch ein Grund, sich bei einem solchen Verkauf einmal umzusehen, insbesondere vielleicht auch für Menschen, die rege Nutzer:innen der Bücherei waren oder eine Bindung zum Ort haben. Hinzu kommt auch noch ein gewisses „soziales Miteinander“. Als Schlussveranstaltung haben wir die letzten noch verbliebenen Bauteile bei einer Abrissparty versteigert, bei der die ganze Stadt eingeladen war. Auch hier konnten noch einige Baumaterialien neue Besitzer:innen finden.

mR: Haben sie denn teilweise noch gehört, wohin die Bauteile dann gingen oder wo sie nun eine neue Nutzung erfahren?

MHS: Sicherlich. Schon bei den Abholtagen haben uns die Menschen ja auch teilweise erzählt, was sie mit den Bauteilen vorhaben. Die Türen der Bü-

cherei zieren jetzt Hotelzimmer auf Rügen. Die Roste über den Kellerfenstern dienen nun als Mountainbikerampen. Ein Bücherschaukasten hat in Ulm eine neue Heimat gefunden. Verschiedene Räume in und um Augsburg sind jetzt sicherlich mit den Vorhängen der Bücherei geschmückt. Ein Heizkörper ist in ein Musikstudio umgezogen. Und nicht zuletzt: Beim Neubau unseres Institutsgebäudes wurden die Lampen aus der Stadtbücherei auf LED umgerüstet und neu eingebaut.

mR: Welche Erkenntnis kann man also aus dem Projekt für die Allgemeinheit und das Bauen ziehen?

MHS: Die Quintessenz aus unserem Projekt kann man eigentlich ganz einfach zusammenfassen: „Ja, es ist möglich!“ Es war ein Erfolg, nicht nur für uns als Seminar, sondern vielmehr konnten wir mit diesem Projekt auch beim bayerischen Staat einige Weichen stellen, die in Zukunft die Möglichkeit ergeben, Ressourcen einzusparen. Wir sprechen hier tatsächlich auch von hohen Summen, die sonst in Demontage und materialgerechter Entsorgung investiert werden müssten.

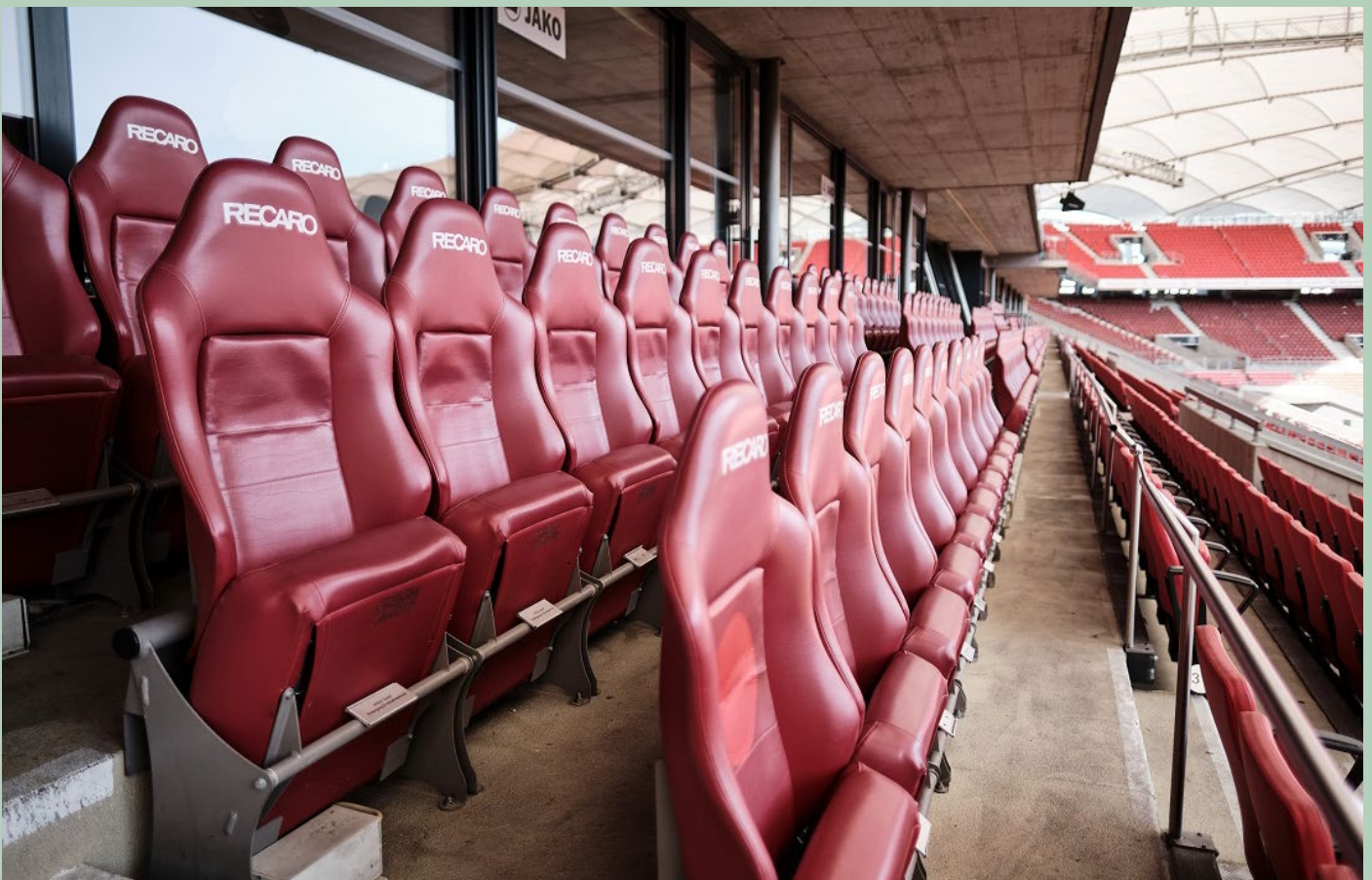
In unserem Architekturbüro arbeiten wir auch immer wieder an Neubauten, in die wir gebrauchte Bauteile integrieren. Aktuell beispielsweise an einem Bauprojekt in Berlin, wo wir Teile eines abgebrochenen Karstadt-Warenhauses integrieren. Es muss aber sicher noch viel passieren, zuallererst in den Köpfen von uns allen. Neu ist eben nicht immer besser, es schont aber unsere Ressourcen und Erde – und das brauchen wir dringend. Und gerade die erwähnten Änderungen in den EU-Regelungen können dazu beitragen, dass auch Plattformen wie Concular Zuwachs bekommen.

Das Gespräch führte Peter Liptau.

FOTOSTRECKE: Vintage aus dem Online-Shop

*zirkuläres Bauen in Bildern,
zusammengestellt von Peter Liptau*

Planen Sie den Neubau eines Rittersaals oder eines Fußballstadions? Oder möchten Sie Ihre vier Wände mit ein paar besonderen Vintageunikaten ausschmücken, die Sie nicht in den einschlägigen Dekogeschäften im Shoppingcenter finden können? Vielleicht soll es etwas mehr Retrostyle sein als nur das Nierentischchen vom Flohmarkt? Dann ist vielleicht das ein oder andere Objekt aus dem Onlineangebot von Concular das Richtige: Das Unternehmen hat sich seit 2012, zunächst mit dem Marktplatz "restado", dem zirkulären Bauen verschrieben. Seit 2020 setzt es sich unter seinem heutigen Namen dafür ein, die Baubranche kreislaufgerecht und damit nachhaltiger zu machen. Wir haben unsere Favoriten aus dem Online-Katalog in einer Fotoserie zusammengetragen.



Ledersitze aus dem Neckarparkstadion Stuttgart, Recaro (Bild: Concular, Thomas Jones)



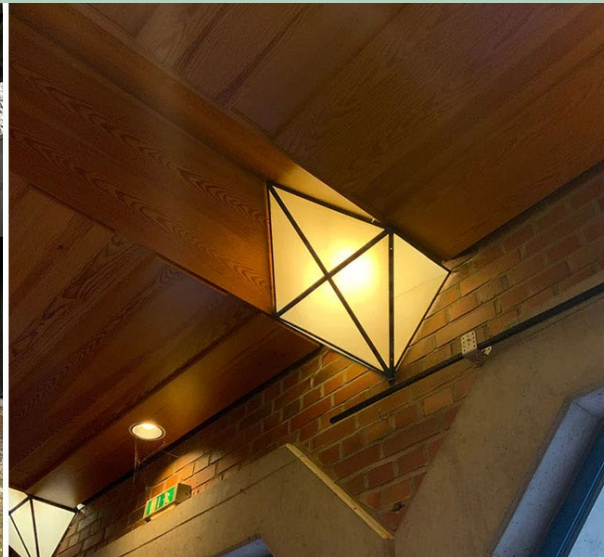
links: Wandleuchte dreieckig, 12 x 28 x 190 cm aus dem Landratsamt Karlsruhe; rechts: Gitterrosttreppe aus dem Fraunhofer ISE Frankfurt, verzinktes Stahl, 462 x 168 cm, ein Stück vorhanden (Bilder: Concular)

links: Türanlage aus dem Kirschareal München, 184 x 360 cm, ein Stück verfügbar; rechts: Deckenleuchte aus der TU Dortmund, BPS Leuchten Systeme GmbH, Einzelelement 133 cm lang, 66 Stück vorhanden (Bilder: Concular)



links: Wendeltreppe aus der TU Dortmund; rechts: Metallklappstühle grau, 150 x 70 x 450 cm, aus dem Landratsamt Karlsruhe (Bilder: Concular)

links: Garderobe/Umkleide-
sitzbank, 174 x 184 x 350 cm,
aus dem Paul-Gerhardt-Haus
Münster; rechts: Einbau-
schrank, graubeige,
420 x 276 x 41 cm, aus einem
Bürogebäude in Frankfurt am
Main (Bilder: Concular)



links: Zulufttürme der TU
Dortmund, Hersteller: MLS
Maibach, Metall/Edelstahl,
460 cm hoch, Durchmesser
pro Turm 140 cm, drei
Stück verfügbar; rechts:
Deckenleuchte,
60 x 30 x 11 cm, aus dem
Paul-Gerhardt-Haus
Münster (Bilder: Concular)

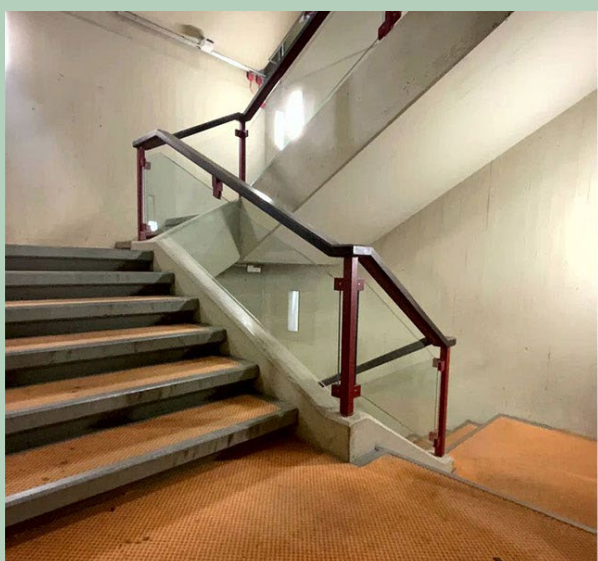
Einbauten einer Umkleide
aus dem Neckarparkstadion
Stuttgart (Bild: Concular,
Thomas Jones)





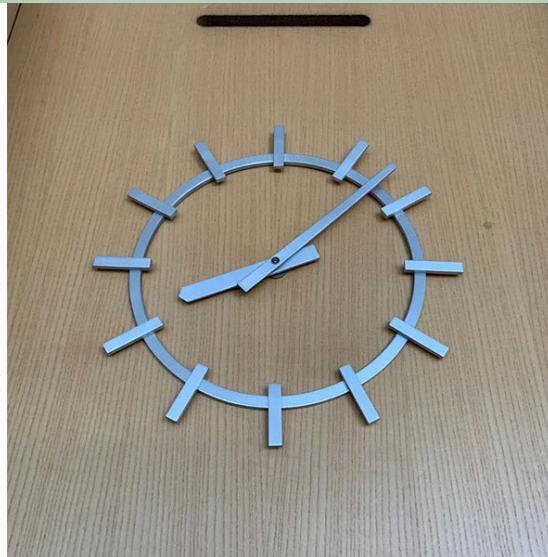
links: Waschtisch aus Marmor incl. zwei Waschbecken, 193 x 200 x 600 cm, aus einem Bürogebäude in Frankfurt am Main; rechts: Wandverkleidung aus einem Hörsaal der TU Dortmund, Nussbaumholz, 1.860 cm Gesamtbreite, 94 Bretter auf Lager (Bilder: Concular)

links: Wanduhr, 100 x 100 x 40 cm, aus dem Landratsamt Karlsruhe; rechts: Trennwandsystem mit Türmodulen aus dem Prisma-Gebäude Frankfurt am Main, Clestra Synops I (P85), pro Modul 105 x 240 cm, kanadisches Ahornholz, in großer Stückzahl vorhanden (Bilder: Concular)



links: Treppengeländer aus der TU Dortmund, Metall/Stahl/Glas, Gesamtlänge 13.600 cm, 136 laufende Meter verfügbar; rechts: Kreiselpumpe KSB Etanorm 150-125-250 G11, aus dem Landratsamt Karlsruhe (Bilder: Concular)

links: Sitzbank aus der TU Dortmund, Holzwerkstoff, 256 x 193 cm, fünf Stück, aus der TU Dortmund; rechts: Metalldreiecke/ Schallabsorber in RAL3000, 90 x 90 x 45 cm, aus der TU Dortmund (Bilder: Concular)



links: Deckenleuchte/ Strahler, 150 x 150 x 210 cm, aus dem Paul-Gerhardt-Haus Münster; rechts: Wanduhr, 33 x 33 x 4 cm, sechs Stück verfügbar, aus dem Landratsamt Karlsruhe (Bilder: Concular)

BEST OF 90s: Kaisersaal in Berlin

von Verena Pfeiffer-Kloss

Am 16. März 1996 setzte sich in Berlin ein Haus in Bewegung. Es wanderte 75 Meter weit, u-förmig und mit fünf Metern pro Stunde um ein anderes Gebäude herum, um schließlich fünf Tage später, am 21. März 1996, an seinem neuen Standort anzukommen und dort wieder zu einer Immobilie zu werden. Um den wertvollen Stuck innerhalb des Hausfragments nicht zu erschüttern, glitt das 1300 Tonnen schwere Haus auf einem Luftkissen über Schienen, nachdem es von seinem Fundament getrennt, 2,40 Meter in die Höhe gehoben, mit Stelzen unterlegt und komplett stabilisierend eingehaust worden war. 7,30 Meter fuhr es nach Süden, schwebte dann 42,15 Meter nach Westen und zuletzt nochmals 25 Meter nach Norden zurück. Tatsächlich wurde es also um 42 Meter Luftlinie verrückt.



Berlin, Kaisersaal im Center am Potsdamer Platz (früher: Sony Center) (Bild: © Raimond Spekking, CC BY-SA 4.0, via Wikimedia Commons, 2023)

BAU: Kaisersaal im „Center am Potsdamer Platz“
(früher: Sony Center)

ADRESSE: Bellevuestraße 1, 10785 Berlin

BAUZEIT: 1907–1909/1911–1912 Hotel Esplanade,
1996 Translozierung, 2000 Eröffnung des Sony
Centers, 2002 Abschluss der Restaurierung

MITWIRKENDE: Otto Rehnig (Architektur, 1912);
Murphy/Jahn (Helmut Jahn, Architektur,
1996/2002)



Berlin, Kaisersaal als Teil des „Centers am Potsdamer Platz“ (früher: Sony Center) (Bild: Javier Pedreira, CC BY NC SA 2.0, via flickr, 2008)



Berlin, Hotel Esplanade, Kaisersaal, nach 1912
(Bild: Janwillemssen, CC BY NC SA 2.0, via flickr)

Von Sony zum Center

Verrückte Bauten und Denkmäler gehören in Berlin bereits zur Tradition, als wollten sie die Stadt dabei unterstützen, ihr Image von der ständigen Bewegung buchstäblich zu untermauern. Die Königskolonnaden wechselten vom Alex in den Kleistpark, die Gerichtslaube aus dem Nikolaiviertel steht noch heute in Potsdam, der Große Kurfürst und der Neptunbrunnen wechselten ihre Standorte in Mitte, das Ephraimpalais verschwand und entstand wenige Jahrzehnte später in der Nähe des alten Standorts neu. Doch der bloße Abbau eines Gebäudes und sein Wiederaufbau an anderer Stelle – wie damals aus den unterschiedlichsten, meist politischen Beweggründen heraus geschehen – wäre 1996 doch zu einfach und zu wenig spektakulär gewesen. Denn schließlich handelte es sich bei dem schwebenden Gebäude um den ehemaligen Kaisersaal des Nobelhotels Esplanade und beim Schauplatz der Wanderung um den prominentesten Ort im Nachwende-Berlin, den Potsdamer Platz.

Nachdem der Potsdamer Platz, das urbane Zentrum der Goldenen Zwanziger, im Zweiten Weltkrieg zerbombt, dann von der Mauer zerschnitten, später von der Planung der Autobahn-Westtangente in seiner Entwicklung gelähmt und letztlich als Brachfläche zum Sinnbild der geteilten Stadt wurde, musste das Areal in den 1990er Jahren zwangsläufig zum Symbol der Wiedervereinigung werden. Hier kauften sich die großen Unternehmen ein und errichteten ihre Firmenrepräsentanzen im gläsernen Stil der Zeit. Helmut Jahn, Geschäftsführer des Architekturbüros Murphy/Jahn aus Chicago, bekam den Zuschlag für den Bau des Sony Centers. Sieben Hochhäuser sind hier entstanden, darunter der DB Tower, doch ikonisch wurde der ovale Platz, dessen Überdachung aus

weißen Stoffbahnen und Plexiglas an den japanischen Vulkan Fuji erinnern soll.

Sony ist mittlerweile ausgezogen, das Bauensemble heißt nun banal „Center am Potsdamer Platz“, aber der Fuji ist geblieben. Denkmalwert, sicherlich, doch die Umbaumaßnahmen an den Hochhäusern sind schon in vollem Gange. Unberührt davon steht der historische Kaisersaal in seinem kleinen Glaskasten unter den großen Glaskästen. Aber Obacht, man hatte ihn schon einmal übersehen!

Vergangener Luxus

In der Planungseuphorie der frühen 1990er Jahre hatte man schlichtweg vergessen, die Ruine des Hotels Esplanade in die Neugestaltung des Potsdamer Platzes einzubeziehen. Dabei gehörte der Bau zu den wirklich wenigen Häusern, die hier den Krieg überstanden hatten. Das von 1907 bis 1909 und von 1911 bis 1912 – nach Entwürfen von Otto Rehnig und auf persönlichen Wunsch von Wilhelm II. – an der Bellevuestraße errichtete Hotel war eines der größten Beherbergungsstätten des damaligen Berlin und nahm zunächst ausschließlich Adel auf. Es bot 600 Betten in großzügigen Suiten mit eigenen Bädern, einen eigenen



Berlin, Hotel Esplanade, Bau im Niemandsland nach der Wiedervereinigung, Januar 1993 (Bild: Petershagen, CC BY NC SA 2.0, via flickr)

Trakt für die Bediensteten, mehrere Festsäle, wie den Palmenhof, einen Wintergarten und eben den zentralen Kaisersaal, in dem ein Porträt Wilhelms II. thronte. 25 Millionen Goldmark soll der Bau gekostet haben, der damals für Prunk und Fortschritt stand. Gold, Stuck, Marmor, Kristalleuchter, Telefone in allen Zimmern, 30 Bogenlampen und 6000 Glühbirnen bildeten ein Ambiente, das, nach dem Eröffnungsprospekt „im graziösen und fröhlichen Stil der Zeitalter eines Ludwig XIV. bis XVI.“ zugleich „eigenartig anschiessame deutsche Einflüsse zur Geltung kommen“ lässt. In den 1920er Jahren kam die Prominenz ins Haus, tanzte Charleston bei den berühmten Tanztees im Palmensaal.

1944 blieb eine Ruine erhalten – der Kaisersaal, der Palmensaal, der Frühstückssaal und ein gutes Stück der einst 94 Meter langen Straßenfassade. Zahlreiche Nutzungen vom Bundesgästehaus bis zur Filmbühne wurden ersonnen, aber nicht realisiert. In Erinnerung blieb die Ruine als chic-marodes Tanzlokal an der Grenze von West-Berlin. Nach dem Fall der Mauer wurden die Relikte unter Denkmalschutz gestellt.

Vergessen, übersehen, verrückt

Trotz Denkmalschutz und völlig konträr zum ungebrochenen Interesse der Berliner Stadtplanung an den baulichen Hinterlassenschaften der Kaiserzeit – man denke nur an den Wiederaufbau des Berliner Stadtschlosses – wurde die stattliche Ruine bei der Planung des neuen Zentrums am Potsdamer Platz schlichtweg vergessen und stand plötzlich der Verbreiterung der Potsdamer Straße im Weg. Schließlich einigte man sich 1993 auf den Erhalt der Straßenfassade und des Frühstückssaals an ihren Standorten und auf die Translozierung des Kaisersaals.



Berlin, Center am Potsdamer Platz (früher: Sony Center), Relikte des Hotel Esplanade (Bild: Fred Romero, CC BY 2.0, 2016)

Der Architekt Helmut Jahn, der die Auflage des Erhalts zu erfüllen hatte, integrierte die altherwürdigen Bauteile in seine Wohnscheibe aus Stahl und Glas an der Bellevuestraße 1. Hinter der neuen Vorhangfassade ist heute die historische Fassade des Hotels zu sehen. Die seitlichen Abschnitte zeigen noch die Verkleidungen, die in den 1950er Jahren angebracht worden waren, im mittleren Abschnitt wurde die ursprüngliche Fassade wieder freigelegt. Frühstückssaal und Kaisersaal integrierte Jahn auf der anderen Seite seines Neubaus, mit Öffnung und Blick in das vor Wind und Wetter geschützte Sony Centers.

Entblößte Bauteile unter Glas

Trotz ihrer heutigen Einhausung aus Glas, die eine ästhetische Verbindung zu Jahns Neubauten darstellt, irritieren die historischen Festsäle im Ensemble. Die Rokokowände des Frühstückssaals wurden durch den Abbau der restlichen Wände und der Decke quasi nach außen gestülpt und bilden nun als Innenwände einen kleinen Stadt- platz. Da Rokoko bereits 1907 eine historische Nachbildung war und die Restaurierung der Bauteile (1996–2002) kaum Altersspuren übrig- gelassen hat, ist die Bauzeit dieser Wände heute

beim Passieren schwer zu schätzen. Sie könnten auch eine in den 1990er Jahren errichtete, histo- risierende Zutat in diesem postmodernen En- semble sein und wollen zugleich in Form, Kubatur und städtebaulicher Anordnung doch nicht zu den sie überragenden Neubauten passen.

Beinahe könnte man sie schon wieder übersehen. Vielleicht, weil die bloßgestellten Rokokowände des Frühstückssaals verschämt den Blicken der Passant:innen ausweichen zu scheinen, vielleicht, weil die daneben stehenden Glaskuben, die den Palmensaal und den eigentlichen Kaisersaal ent- halten, so mysteriös verschlossen wirken. Man traut sich kaum, einen Blick durch die großen Fenster mit den schweren Vorhängen nach Innen zu werfen, befürchtet man doch, die Intimsphäre der Bauteile zu verletzen. Dabei möchten die Be- treiber – die Bauteile des Esplanade beherbergen seit 2022 wieder einen Restaurant-Bar-Komplex – aber gesehen werden, zumindest von ihrem an- visierten wohlhabenden Publikum.



Berlin, Kaisersaal im Center am Potsdamer Platz (Bild: Michael, CC BY NC SA 2.0, via flickr, 2007)

Von Wilhelms Hotel zu Frederick's

Der Londoner Innenarchitekt Robert Angel hat die historistischen Räume mit zeitgenössischem Historismus ergänzt, erneuerte die Erinnerung an die 1920er Jahre mit Art déco im Palmensaal, beeindruckt mit eigens für das Restaurant gefertigten Möbeln aus dunklem Holz und Marmor und schuf eine Gallery Bar, zu erreichen über die wieder zugänglich gemachte historische Marmortreppe, von der aus man Kunstwerke der Street Art bewundern kann. Der aufwendig gezeigte Kaisersaal ist indes der prominenteste unter vier privaten Dining Rooms, in dem man mit Blick auf Wilhelm II. feiern kann.

Um nicht in den Verdacht zu geraten, die Kaiserzeit verklären zu wollen, haben sich die Betreiber bei der Namensgebung kurzerhand gegen Wilhelm und für den anderen Hohenzollern entschieden und zudem den Distanzierungsjoker der Fremdsprache eingesetzt: Frederick's nennt sich der Entertainmentkomplex. Die Leuchtbuchstaben prangen an der Außenwand dort, wo innen Wilhelm II. die Wände ziert. Darüber thront hoch oben, leicht versetzt, noch immer die Assoziation des Fuji, obgleich Sony den Schauplatz bereits verlassen hat. Vielleicht finden der kleine historische Bau und sein mittlerweile ebenfalls in die Jahre gekommener Überbau durch diese Paradoxien ja endlich eine Verbindung zueinander. Eben ein kleines bisschen verrückt.



Berlin, Hotel Esplanade, historische Werbung
(Bild: Janwillemsen, CC BY NC SA 2.0, via flickr)



Berlin, Hotel Esplanade während der Bauarbeiten 1999
(Bild: Khopan, via mapio.net)



Berlin, Kaisersaal im Center am Potsdamer Platz (früher: Sony Center) (Bild: Andreas Steinhoff, PD, 2006)



Berlin, Center am Potsdamer Platz (früher: Sony Center), Kaisersaal (Bild: H. Hönow, via mapio.net)



Berlin, Kaisersaal im Center am Potsdamer Platz (früher: Sony Center), zur Aftershowparty eines Robbie-Williams-Konzerts (Bild: Lothar Lee, CC BY 2.0, via flickr, 2005)

Literatur und Links

Doege, Hans-Peter, Hier gab S. M. seine Herrenabende, Edition Luisenstadt, 1999.

Nosfratau, Spektakuläre Kaisersaal-Verschiebung am Potsdamer Platz Berlin 1996 (Teil 2: Simulation).

Online-Auftritt des Restaurants Frederick's.

Zu den Bildrechten nach Creative Commons informieren Sie sich bitte online über die entsprechenden Bestimmungen.

IMPRESSUM

REDAKTION: Peter Liptau

LAYOUT: Julia Gillessen

TITELMOTIV: Magdeburg-Salbke, Lesezeichen, KARO* Architekten/Sabine Eling-Saalman Architektur + Netzwerk, 2004–2009: Die für eine ganze Generation von Kaufhäusern der alten Bundesrepublik charakteristischen Kacheln stammen aus Hamm (Bild: Hans-Rudolf Meier)

HERAUSGEBER:INNEN: Daniel Bartetzko, Karin Berkemann

ONLINEVERSION DES HEFTS:

<https://www.moderne-regional.de/upcycling-23-4/>

ISSN (ONLINE): 2365-0370

HBZ-ID: HT018260134

ZDB-ID: 1050988183

LETZTE ÄNDERUNGEN AM DOKUMENT:

5. November 2023

Die Urheberrechte für die Beiträge liegen jeweils bei den Autor:innen, die Rechte für die Abbildungen wie jeweils am Bild angegeben. Es gelten die Ausführungen des Impressums von moderneREGIONAL: www.moderne-regional.de/impressum/.

moderneREGIONAL gUG (haftungsbeschränkt),
c/o Dr. Karin Berkemann, Frankenallee 134,
60326 Frankfurt am Main, 0179/7868261,
k.berkemann@moderne-regional.de,
www.moderne-regional.de